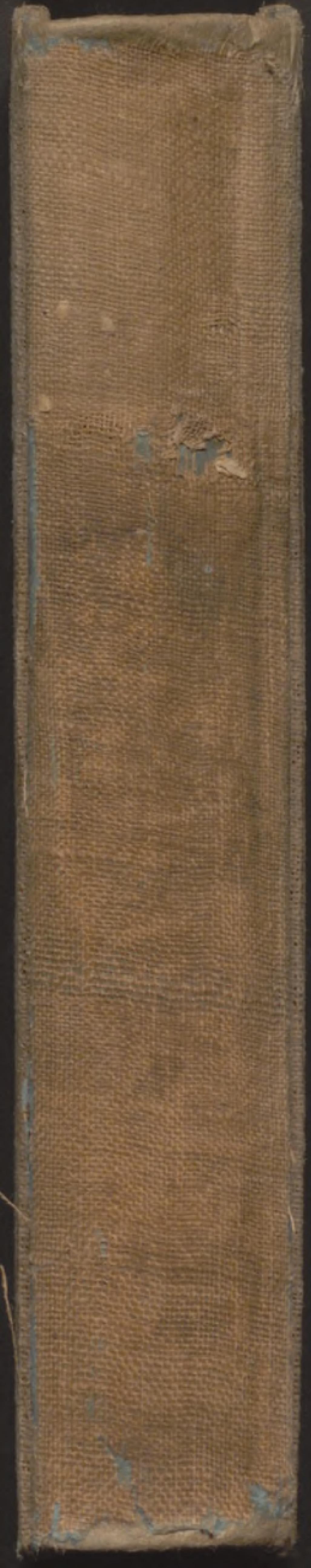
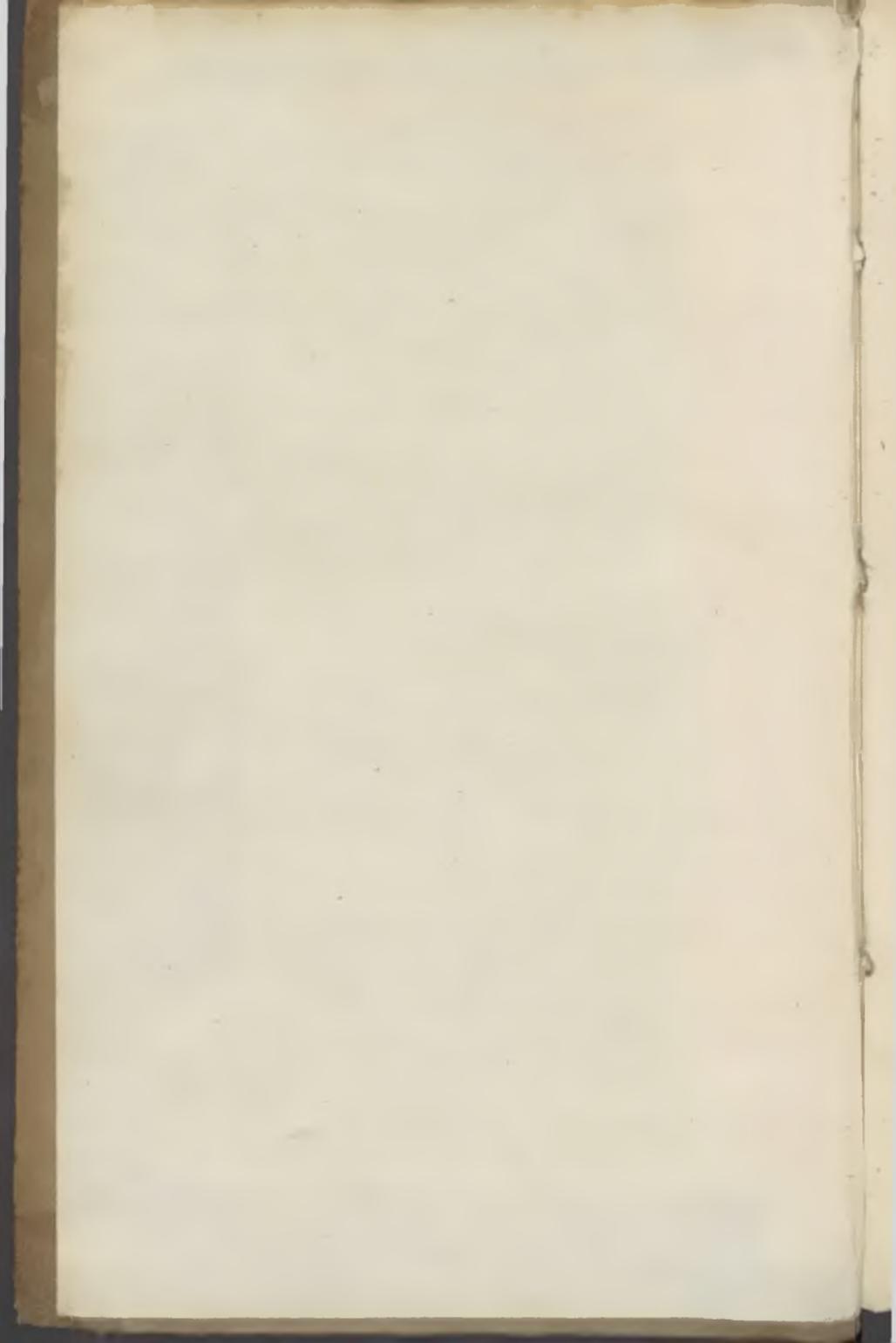


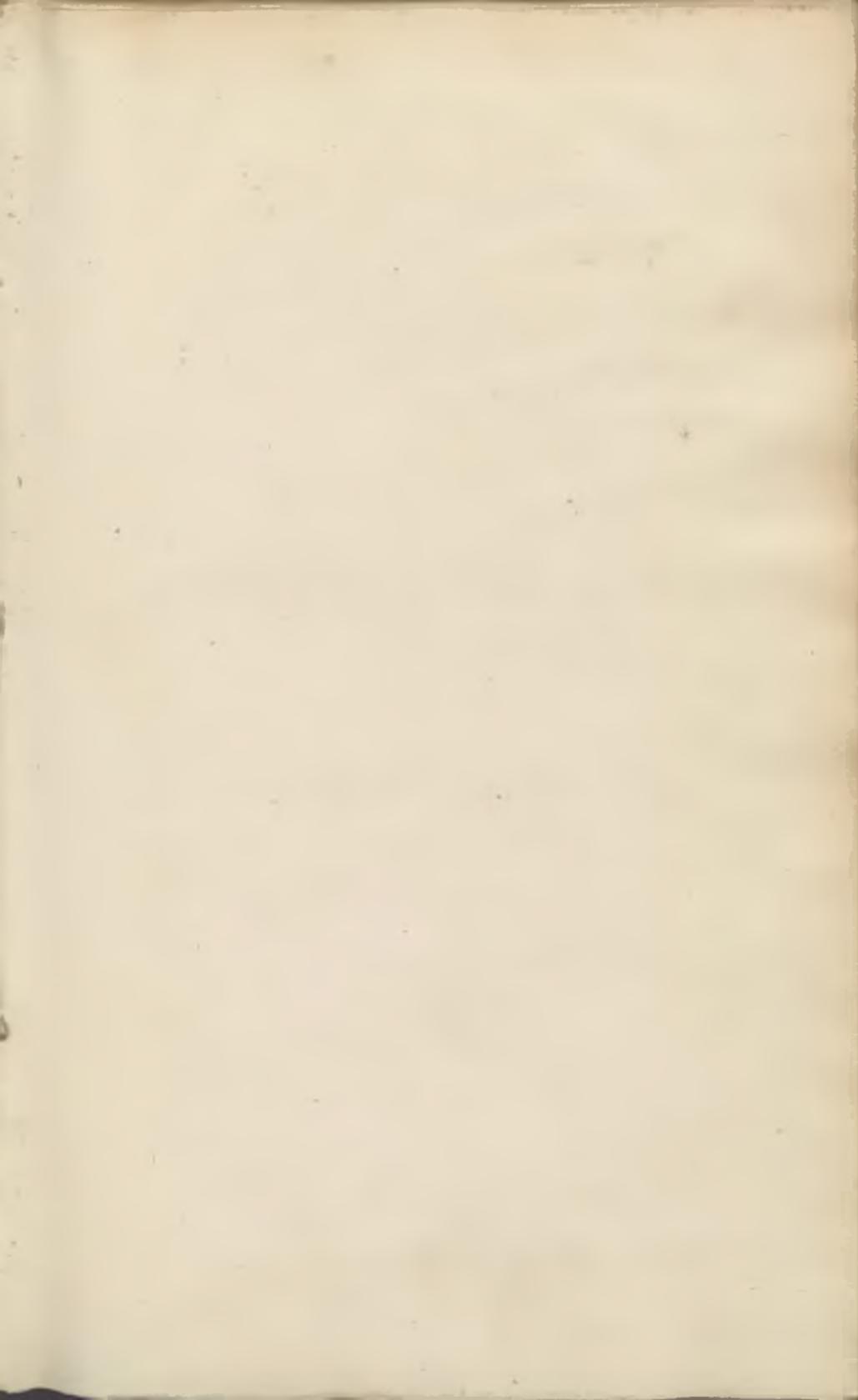
Biblioteka
U. M. K.
Toruń

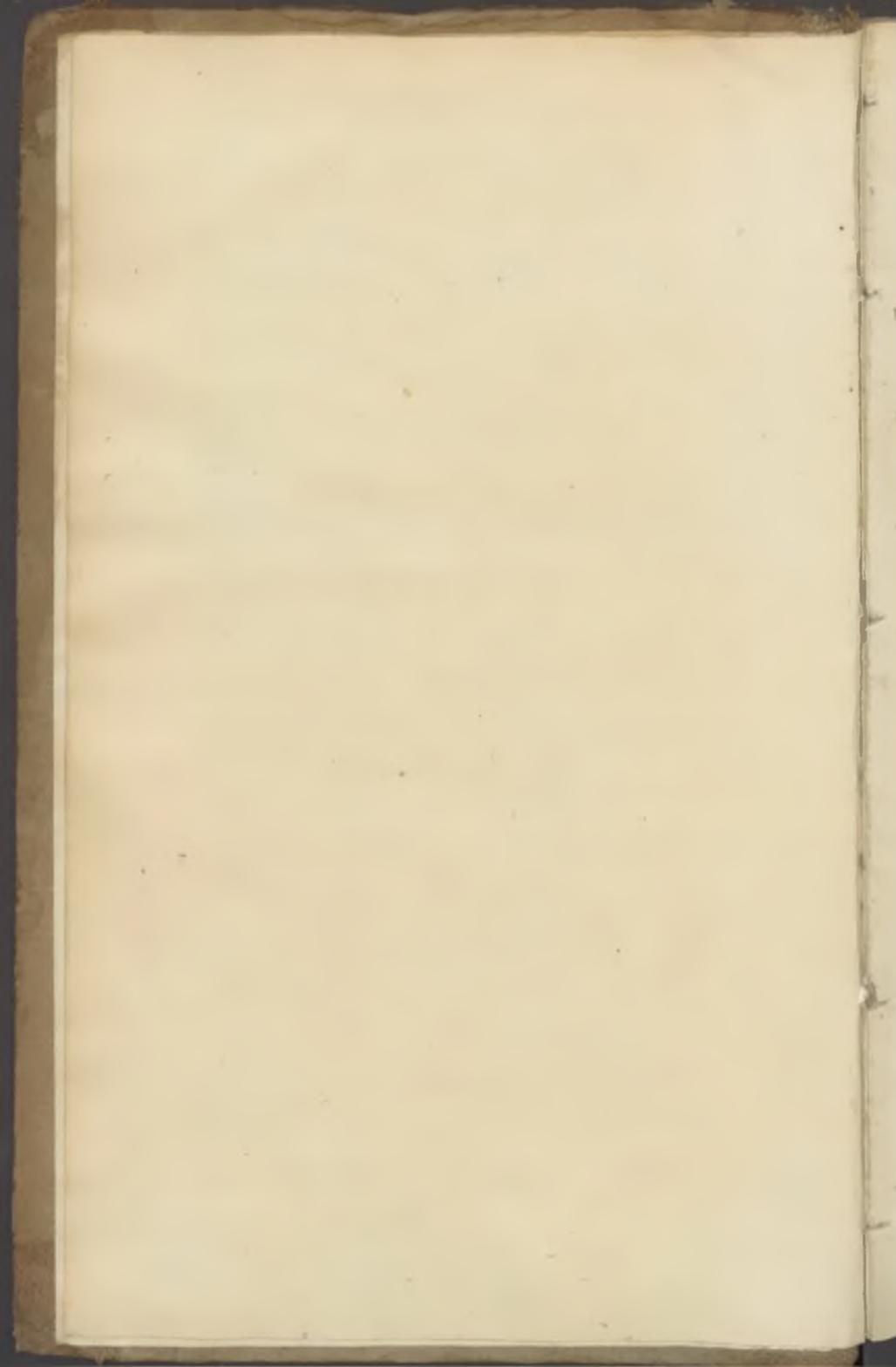
147908

II









Erzählungen,
Balladen und Lieder.

Von

J. E. Benno.

1844

1844

1844

Erzählungen,

Balladen und Lieder.

Von

J. E. Benno.

~~Das~~ **II B. 23.**
für Heimatkunde und Heimatschutz
zu Köslin.

Erstes Bändchen.

Köslin, 1826.
Gedruckt und verlegt bei C. G. Hendesß.

SECRET

CONFIDENTIAL



1944

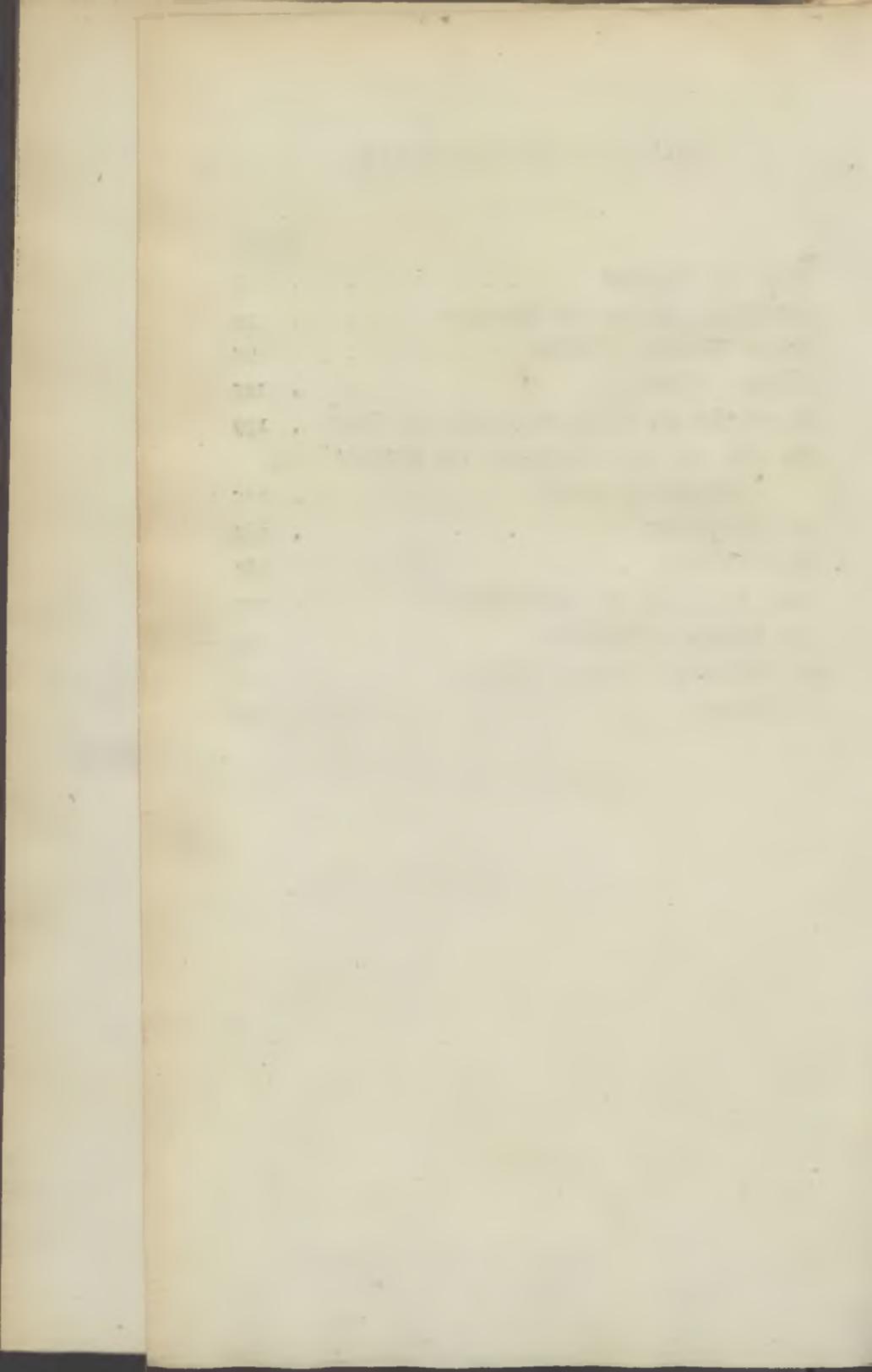
CONFIDENTIAL AND PROPRIETARY INFORMATION

147.906

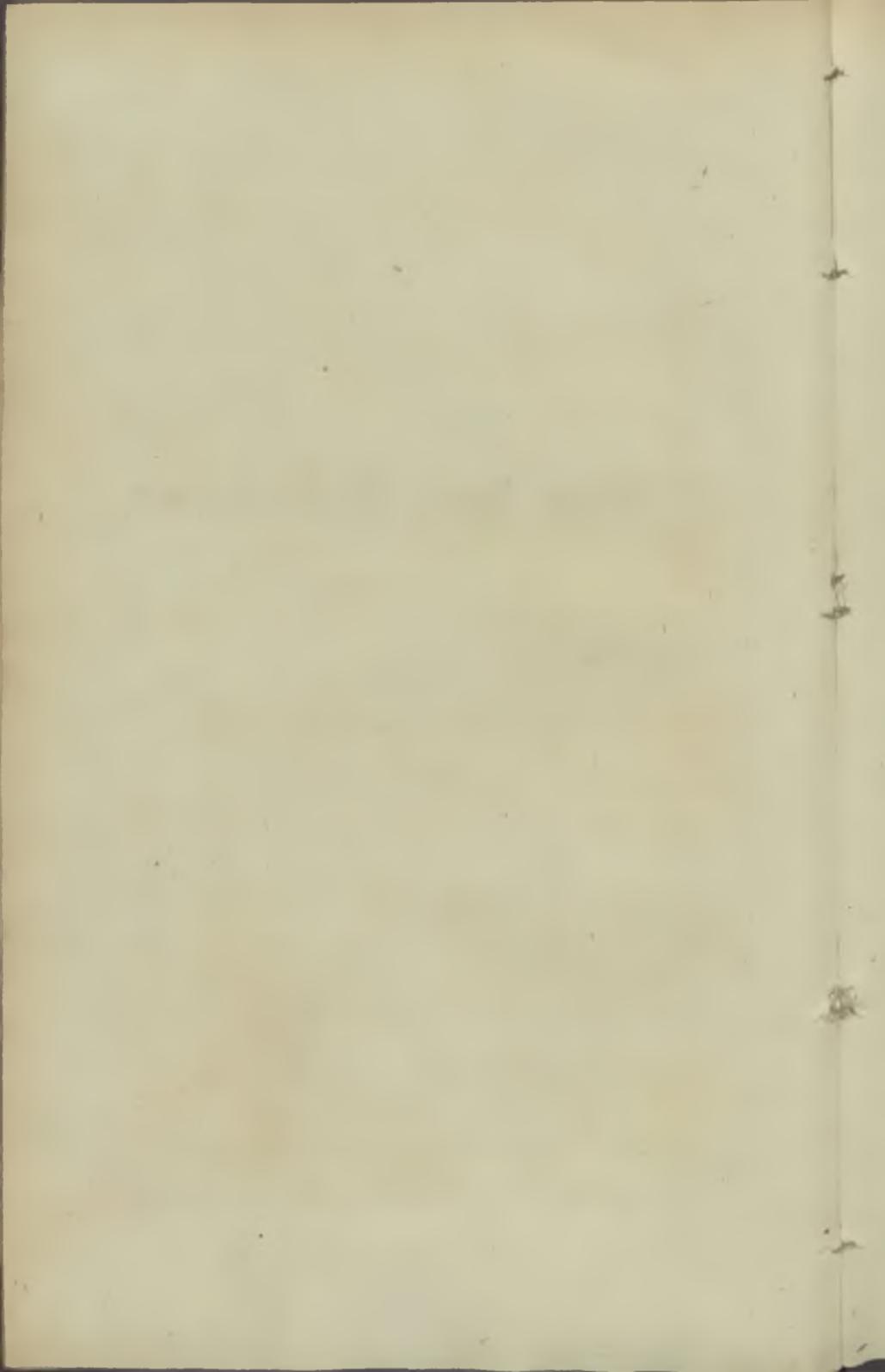
5

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite.
Flora von Sarmont	3
Kindlichkeit, Zweifel und Zuversicht	79
Königin Wanda (Ballade.)	97
Slawina (Ballade.)	115
Ein alt Lied von Herzog Boleslaffen aus Polen	139
Ein Lied aus alter Wendenzeit von Maska's Heldenmuth und Tod	147
Die Königsbraut	163
Die Befehung	169
Kitter Bulgrin, der Brudermörder	177
Das Wunder in Wussecken	189
Der Gollenberg (Eine Phantastie.)	197
Der Eremit.	203



Flora von Sarmont.



Sankt Florians Münster sich spiegelt im See
Bei Mondschein in kühlig'r Sommernacht;
Da hüllte der Schleier manch heimliches Weh
In stillen Thränen gedacht —.

Dort sangen die Nonnen im heiligen Chor
Nach traurigen Weisen eintönigen Sang,
Und hoben die schneeweißen Hände empor,
So oft das Glöcklein erklang.

Da bleichte in Kummer manch Engels Gesicht
Und schaute mit Sehnsucht hinauf und hinab.
Doch Hoffen und Sehnen erharret es nicht;
Sie sanken seufzend ins Grab —.

Berklungen ist längst schon der heilige Psalm — ;
Die Thore sind offen, die Halle zerfiel:
Die Gräber umflüstert der welkende Halm,
Der Winde lustiges Spiel —.

Nun hegt in den Trümmern der Uhu sein Nest,
 Und orgelt zur Nachtzeit den schaurigen Schrei —;
 Der Epheu an düstere Mauern gepreßt,
 Umranckt das wüste Gebäu.

Und wie man aus graulichen Sagen versteht:
 Erdtnt oft ein Winseln wie sterbender Laut
 Vom schmeichelnden Liebesgelspel durchweht
 Und süßem Rosen der Braut.

Dann zittert in weißlicher Nebelgestalt
 Ein liebliches Frauenbild festlich geschmückt,
 Den Nacken von ringelnden Locken umwallt,
 Das zagend himmelan blickt.

Und zeigt auf den Boden, geröthet mit Blut,
 Und ringet die Hände und mögte entfliehn —:
 Da liegen im Harnisch drei Jünglinge gut,
 Die sich des Lebens verziehn.

So lautet die Sage im fränkischen Land,
 Von Florians Münster, der wüsten Abtei.
 Oft sieht noch der Wand'rer das Nebelgewand
 Und geht, sich kreuzend vorbei.

Ritter Inemar von Sarmont lebte seit manchem Jahr in heimlicher Treue still und einsam auf seiner Väter Burg.

Das war ein hohes gewaltiges Schloß, und trug Spuren einer anderen Zeit an grauen Warten und Mauern, und schauete finster hinab in den Tarn, der sein schwarzes Gewässer mit hohlem feindseligen Tosen um das Lager des Felsen trieb. Und wer von unten hinauf sah, der wurde ergriffen von der dunklen gleichsam gebieterischen Majestät des Gebäudes, dessen Thürme und Zinnen wie ein unbewegliches Wolkenbild aus weiter Ferne, die Gegend umher bedräueten. Vorzeiten gab es da oben viel Festgelage und Jubel, und die Gemächer waren aller Herrlichkeit voll. Denn die Herren von Sarmont stammten aus altem begüterten Geschlecht, dessen Ahnen weit hinauf in das Zeitalter Carls des Großen reichten, und ihren Namen von den Ufern der Weser bis über das Meer zu Palästinas Gebürgen trugen, für die Ehre des Kreuzes zu kämpfen. Inemar war der letzte seines Hauses, sein Vater Hardouin fand unter Ludewig dem Heiligen bei Damiette den Heldentod, von ihm erbte der Jüngling

reiche Besizungen und Thatendurst. Er folgte seinem königl. Lehnsherrn auf dem Zuge nach Afrika, wo der Lorbeer nicht grünt, wo giftige Dünste mit glühender Wuth das edlere Leben ersticken, und die Halme versengen. Eine Seuche wüthete in dem Heere, auch den frommen König ergriff sie, er wurde ihr Opfer. Da standen viel tapfere Ritter schweigend um seine Bahre, und geleiteten dann gebeugt und niedergeschlagen den Leichnam des erblichenen Helden ins Vaterland. Unter diesen war Inemar von Sarmont. Die erste Kraft schien von dieser Zeit an in ihm gebrochen, sein Auge flammte nicht mehr wie ehemals; der Wiederhall seiner Tritte ertönte schwächer durch die öden geräumigen Hallen; sein ganzes Wesen war anders geworden. Still und sinnend stand er oft vor dem bestaubten Waffengeräth in der Rüstkammer, und betrachtete das ruhende Schwert und den vormals so blinkenden Helm, woran der Rost nagte. Selten gefiel es ihm, sich durch Jagdlust zu erheitern. Dann sahe man ihn aber wild und unbändig die Spur des Raubthiers verfolgen, und alle, die ihn liebten, mußten für sein Leben zittern. Das betrübte viel seiner Unterthanen, denn er war sonst edel und gerecht und drückte sie nicht.

So trieb es der Ritter wohl zehn oder zwölf Jahre hindurch. Er besuchte kein Turnier, er besahtete und erwiederte die Zusprache seiner Waffengefährten nicht mehr, und wenn er, wie gewöhn-

lich daheim war, durfte nur allein der alte Vater Hilarius sein Gesellschafter seyn. Dem gab man auch Schuld von des Ritters wunderlichem Wesen, und es verlautete: dieser werde unvermählt sterben, um sein reiches Besiſkthum dem Kapitel in Alby zu hinterlassen.

Als Hilarius starb, berief der Burgherr einen jungen Mönch aus dem Kloster zu Tullés, und machte dadurch jene Meinung zweifelhaft. Niemand nahm mehr Antheil daran, als die ebenbürtigen Familien in der Nachbarschaft, und vor Allen Guido von Suran, ein stolzer hochtrabender Herr, der ihn gar zu gerne zum Eidam gehabt hätte. Therese von Suran war schön, aber Inemar mied von dem Augenblick an Guidos Freundschaft, als er Neigung in des Fräuleins Auge las. Dagegen schien Heribert, der neue Burgkaplan, seines Herrn Vertrauter. Er war im gleichen Alter mit ihm, und wie dieser hoch und ansehnlich von Gestalt, nur bleicher von Antliz. Er sprach wenig und einsilbig mit Allen, die seine Bekanntschaft suchten; die Dienerschaft fürchtete und achtete ihn, denn man sahe bald, wie hoch ihn der Ritter hielt, wenn er Arm in Arm mit ihm lustwandelte, und Alles gut hieß, was der Mönch that oder wollte.

Der Herr von Suran traf ihn einst in der St. Aegidius-Kirche zu Castrés, und machte sich an ihn. „Lebt euer wunderlicher Ritter noch?“ fragte er herablassend und freundlich. „Seid ihr doch jetzt

der Mann, der seine Gedanken kennt und seine Schritte leitet. —“

Der schlaue Mönch errieth bald, wohin das Gespräch führen werde, und fertigte ihn kurz ab. „Der Ritter wird ehestens ein wunderschönes Kind heimführen,“ erwiederte er, „und verlorh sich schnell unter den Uebrigen, die heilige Betfahrt zu begleiten.“

Guido brachte die seltsame Kunde zu den Seiten, nach Burg Suran. Man rieth hin und her, und musterte alle mannbare Fräulein in der umliegenden Gegend. Nirgend hastete eine Muthmaßung, denn es war bekannt genug, daß Inemar sich von allen entfernt gehalten hatte, seitdem er aus Afrika heimgekehrt war. Der stolze Suran beschloß dahinter zu kommen. Er ritt zu den Stiftsherren in Alby, und berichtete, was er wußte. Diese schüttelten die Köpfe gewaltig, und erklärten die Nachricht für irrig, wenigstens für zu voreilig. Ritter Inemar, nahm der Dechant das Wort: ist tiefsinnig, und hätte längst der Welt entsagt; wäre der alte Hilarius diesem Vorsatz nicht stets zuwider gewesen. Wir wissen das sehr genau, auch daß ein Geheimniß sein Herz belastet.

Welches Geheimniß? fragte Guido.

„Ja eben das ist das Geheimniß, und darum kennen wir es nicht.“ Woher wißt ihr denn aber — ?

„Aus des Ritters eigenem freiwilligen Geständniß, hier schriftlich niedergelegt in gültiger Ver-

briefung: sein Besizthum dem heiligen Moriz zu vermachen, falls sich ein gewisses Geheimniß noch nicht vor seinem Tode offenbare. So lautet es wörtlich.“

Ei, ei, sagte der Herr von Suran, und zog unbefriedigt, aber reicher an Neugier von dannen.

Wenige Monate nachher verließ Vater Heribert mit Genehmigung seines Abts die Burg Sarmont.

Unterdeß kamen Künstler dahin, die Gemächer neu zu verzieren, die Kapelle der Burg erhielt kostbare Gemälde, der Ritteraal wurde mit verguldeten Tapeten geschmückt. Juwelenhändler reiseten ab und zu, viel Boten gingen und kamen, der Ritter Inemar machte von sich zu reden.

Was mag dies alles bedeuten? so fragte man sich überall, auch auf Guidos Burg. Da konnte dieser seines Weibes und Theresens Andringen nicht länger widerstehen, er machte sich auf nach Sarmont, um an Ort und Stelle zu kundschaften.

Da hieß es, der Burgherr sey abwesend auf kurze Zeit, und seine Rückkehr werde in einigen Tagen erwartet. Der bejahrte Hausvoigt gab diese Nachricht, und erwiederte dem Frager auf sein Befremden über die Veränderungen im Schlosse: das sey alles des Vater Heriberts Werk. „Ja,“ setzte er hinzu: „wäre der ehrwürd'ge Herr nicht gewesen; vielleicht wär' auch Herr Inemar nicht mehr. Wer weiß noch, was sich in Kurzem zutragen wird!“ So, so, entgegnete der Suraner, vielleicht ein

Hochzeitfest? „Das weiß ich so eigentlich nicht, aber es mögte wohl seyn —.“ Wann kömmt denn Vater Heribert zurück? forschte er weiter. „Je, du lieber Gott, der ist ja ins grausame Heidenland gezogen, weit von hier über das Meer, seit Monaten schon, ganz allein. Der edle Ritter weinete beim Abschiede lange an seinem Halse.“ Und doch ließ er ihn von sich? hm! hm! —.

Auf Burg Suran verglich man die Umstände, und erschöpfte sich, um diese Winke in Uebereinstimmung zu bringen, aber vergebens. Auch scheiterten alle Versuche, durch Geschenke an die Burgleute von Sarmont, mehr Licht in der Sache zu erhalten. Inemars Geheimniß; des Burgkaplans Reise; die Zurüstungen auf dem Schlosse; des Ritters Abwesenheit; alles waren Räthsel. Theresese gestand ihrem Vater, daß sie Inemar liebe, und hielt sich von ihm verachtet, obgleich er ihr niemals ein Zeichen von Annäherung gegeben hatte. Guidos hochfahrender Sinn fing Feuer, er wurde von jetzt an Inemars Feind, und schwärzte ihn an, wo und wie er konnte. Vor allem lag ihm die Reise des Mönchs im Sinn, denn er errieth keinen Zweck bei dieser Sendung. Doch ließ er die Burg Sarmont durch treue Kundschafter beobachten.

Eines Abends schimmerten die erleuchteten Fenster von Sarmont weit durch das Land, der ungewöhnliche Schein war von Suran zu sehen. Gui-

do zeigte eben verwundert dorthin, da wieherte ein Roß am Burgthor, und mit Schweiß und Staub bedeckt, trat einer der Späher zu ihm hinein. Edler Herr, berichtete dieser; dort oben ist eitel Freude und Jubel! Der Mönch aus Tuller ist heimgekehrt mit viel Maulthieren und Wagen, ich hörte seinen Namen, als der Burgwart ihm zurief. Sogleich öffneten sich Brücken und Thore und die schwerbeladenen Fuhrwerke rasselten bei Fackelschein durch die Böschung auf den Schloßhof. Da war ein Treiben und Leben durcheinander, und bald erklangen Trompeten und Cymbeln. Auf meinem Wege hieher begegneten mir im Dunkeln drei oder vier stattliche Reuter, und einer von ihnen fragte mich: „wo ist Burg Sarmont?“ Da wies ich die edlen Herren zu rechte, denn sie waren der Gegend nicht kundig.

Dieser hatte kaum ausgerebet; da stürzte keuchend ein zweiter hinein.

„Heiliger Joseph!“ stammelte er außer sich und beinahe athemlos: „wie ist mir geschehen? Der Teufel war hinter mir her, und hätte mich bei einem Haar erwischt.“

Bist du von Sinnen? rief der erstaunte Suran. Der Knecht sah verzagt und bebend zu ihm auf. „Gestrenger Herr,“ wiederholte er: „ich habe ihn warlich leibhaftig gesehen, den Argen. † † † Schwarz wie die Nacht mit rothen feurigen Augen und groß wie St. Christoph vor der Stifts-Kirche

zu Alby. Er ging nicht, er ritt nicht, er flog über den Erdboden hin wie ein brausender Sturmwind, und verfolgte mich über eine Stunde Weges bis zur Säule des heiligen Anton am Kreuzwege. Da stürzte mein Klepper zusammen, und der Satan verschwand mit einem gräßlichen Lachen.“

Als der Erzähler geendigt hatte, sahen die Umstehenden erblassend einander an, und wahrten sich mit dem heiligen Kreuz.

Woher kam denn der Arge? fragte Guido den Knecht. „Gerade von Sarmont, den Burgweg herab. Weiter sahe ich nichts, denn ich sprengte jagend davon.“

Der Ritter entließ den Geängstigten, und sann dem seltsamen Ereignisse nach. Noch war ein dritter ausgesandt, dieser kehrte nicht zurück, und war auch am folgenden Morgen noch nicht erschienen.

Das machte den Burgherrn unruhig, er versah sich nichts Gutes von Inemar, den er seit Kurzem häufig gekränkt hatte.

Ueber die Aussage des erschrockenen Knechts dachte er weniger gläubig, als die gemeinen Begriffe seines Zeitalters forderten. Aber ein Wink schien sie ihm, daß man in Sarmont von seinem heimlichen Aufstauern wissen mußte. Dennoch beschloß er, die Teufelerscheinung für seine Rache zu benutzen, und sandte sogleich eilige Botschaft an die edlen Herren Lizard von Portevil, Colas von Balloufrou und den Dechanten zu Alby, mit Er-

mahnung und Bitte, ohne Säumniß zu ihm zu kommen, weil er in hochwichtigen Sachen ihres Rathes bedürfe.

Unterdeß herrschte auf Inemars Schloß wirklich eine außergewöhnliche Fröhlichkeit, und es schien dieser Abend allen Trübsinn mit einemmal zu verscheuchen, welcher bis jetzt die Stirn des Ritters umwölkt hatte. Um dies zu verstehen, muß der Zusammenhang dieser Umstände in Folgendem enthäthelt werden.

2.

Auf dem Heereszuge nach Tunis wandte sich eine Schaar unter Ritter Philipp de Mangis gegen die Ufer des Scibus, um Vorräthe beizutreiben, welche man dort zu erwarten berechtigt war, denn bei dem Heere fing der Mangel an fühlbar zu werden. Der Feind wich überall mit verstellter Flucht, und lockte das tapfere Häuflein immer tiefer ins Land, bis in eine Gegend, deren Anbau und üppiger Reichthum den Führer bezauberten. Eine kleine Feste auf mäßiger Anhöhe rings von Orangenwäldern umkränzt, hob ihre Kuppeln empor vom Strahl der Abendsonne vergoldet, als die Ritter sich wohlgemuth zur Nachtruhe lagerten. Aber diese trögende Sicherheit bereitete ihnen den Untergang. Um die Stunde der Mitternacht ertönte

urplötzlich der Ungläubigen furchtbares Feldgeschrei, und ehe noch die Reifigen zu Rosse saßen, waren sie schon von dichten Feindeshäufen umzingelt; an Sieg oder Entrinnen verzweifelnd, blieb ihnen keine Wahl zwischen Tod und schmäblicher Sklaverei. Wenige entkamen, die Meisten sanken dahin von dem Schwert der Heiden zerfleischt, und tränkten die Erde mit ihrem Blut. Auch Inemar von Car-
mont lag, das blaße Antlitz gen Himmel, auf den Boden gestreckt, in der Rechten das zersprungene Schwert neben einem Hügel von Leichen, denn er hatte sein Leben theuer verkauft.

So beleuchtete der anbrechende Morgen das Schlachtfeld. Die Ungläubigen plünderten die Todten und suchten nach Kleinodien. Sie kamen auch zur Stelle, wo Inemar lag. Dem war ein Lanzenstoß tief zwischen die Schienen der eisernen Schulterdecke und den Brustharnisch gedrungen; ein wilder Ismaelit hob ihm das Haupt in die Höhe, um sich der schimmernden Helmzierrathen zu bemächtigen. Da fing der Todte an, zu athmen und sich zu regen.

„Muley,“ rief der Heide, „dieser Hund lebt noch, soll ich ihn vollends würgen?“ „Mit nichten,“ antwortete jener: „das scheint mir ein Scheck zu seyn. Man muß ihn pflegen um des Lösegelds willen. Trag ihn säuberlich hinauf zur Fatimè, daß sie seine Genesung versuche.“ Inemar hörte sie reden, aber er verstand ihre Sprache

nicht. Man trug ihn halb bewusstlos in das nahe liegende Schloß. Seine Wunde war nicht tödlich, nur ein starker Blutverlust hatte ihn erschöpft.

Während er hier unter der Sorgfalt der alten Fatimè genas, glaubte er jezuweilen einen Zug von mitleidiger Theilnahme in ihren Mienen zu erblicken, besonders wenn sie ihm die heilenden Kräuter umlegte. Da redete sie ihn einst unvermuthet in seiner Landessprache an. „Armer Christ,“ sagte sie, „du bist so schön und so jung. Deine Heimat ist wohl sehr weit von hier?“

Diese Worte klangen wie Engelstöne an sein Ohr. „Gelobt sey die heilige Jungfrau,“ erwiderte er, und streichelte der Alten das runzelichte Gesicht. „Hast du ein menschliches Herz, so thue Barmherzigkeit an mir. Ich bin ein Ritter aus Frankenland, und habe viel Güter daheim, ich vermag dich wohl zu belohnen!“ Sie legte ihm schweigend den Finger auf den Mund, und flüsterte dann: seid nur getrost, ihr seid in guten Händen, aber verrathet euch nicht. Da führte sie ihn an ein Fenster, und sprach eben so leise: seht hier hinaus in den Garten. Seht ihr nichts?

Er schauete hin, seine Blicke wurzelten fest an einer lieblichen Mädchengestalt, die spielend unter den Blumen saß. Ein seidenes Gewand schmiegte sich an den schlanken Körper, mit blizzenden Edelsteinen war das lockige Haar geziert, und ein jungfräulicher Busen wogte halbverhüllt unter dem

durchsichtigen Schleier. Lange stand Inemar in dem Anschauen dieser Reize verlohren, denn er wähnte eine himmlische Erscheinung zu sehen, bis ihn die Alte hinter sich zog, und auf zwei große scheußliche Mohren hindeutete, die seitwärts den Engel bewachten.

„Ihr habt sie nun gesehen, unsere Mirzah, die euch schon so oft sahe, noch ehe ihr es dachtet. Sie liebt euch. Ich bin ihre Amme und Vertraute. Jetzt ist Bey Muley, ihr Vater, nicht daheim, er ist mit den Knechten ausgezogen gegen eure Brüder, und darum will ich ein wenig mit euch schwatzen. Und daß ihrs nur wißt: ich bin auch eine Christin. Seht nur, wie unglücklich es uns ergangen ist, mir und meiner Gebieterin der Sennora Spaluzzini. Ihr Gemahl hatte einen Landsitz gekauft auf Pantelaria, dahin wollte er sie führen in der anmuthigen Jahreszeit. Das mögen wohl schon Achtzehn Jahre her seyn. Da überfiel die leichte Barke ein grausamer Seeräuber, und warf den verwundeten Sennor vor meinen Augen ins Meer. Die arme Sennora lag in Ohnmacht, meine Thränen erweckten sie, aber das Ende ihres Gemahls verschwieg ich. Man brachte uns nach Gouletta, und Bey Muley kaufte uns für sein Harem. Meine arme Gebieterin nannte er Fella, und mich Fatimè. Das Schicksal war gütig, indem es uns beisammen ließ, denn wir fanden in gegenseitiger Mittheilung doch wenigstens einen

kümmlichen Trost. Fella gebahr dem Heiden jenes liebliche Kind — und starb. Sie ist des Vaters Augenlust und Abgott, und ihrer Mutter reizendes Ebenbild. Nun denkt einmal: sie liebt euch!“

Der Ritter staunte die Geschwägige an. Sie liebt mich? wiederholte er sinnend, und wollte abermals zum Fenster. Aber die Alte drückte ihn sanft aufs Lager zurück. „So seid doch zufrieden mit dem, was ich euch anvertraute,“ sagte sie, „und verschlimmert euer Schicksal nicht. Ja, ja, Mirzah liebt euch, sie sah euch hineinragen wie einen Todten, und weinete oft im stillen, bis ich ihr Nachricht von eurer Genesung gab. Da entdeckte sie mir ihr Herz, und seht —, ich mußte sie insgeheim an euer Siechbette führen wenn ihr schlummertet. „„Ach er ist ein herrlicher Jüngling,“““ lispelte sie dann seufzend, „„rette ihn gute Fatimè.“““ Nun, dazu wird ja Rath werden, wenn ihr nur fein stille seyd. Darum schlaft wohl, und träumt süß.“

Die Reden der Alten ergriffen Inemars Herz, noch hatte er nie geliebt. Das abentheuerliche verließ seiner ersten Liebe einen Zauber, dem zu widerstehen nicht in seiner Macht stand, und wiewohl er Mirzahs Antlitz noch nie geschaut hatte; so gab seine Phantasie ihr doch eine Schönheit, die mit der Vollendung ihrer Gestalt im schönsten Einklange stand. Solche Bilder waren es, die ihn unaufhör-



lich beschäftigten, in dem Gedanken an seine Liebe vergaß er beinahe seinen jetzigen Zustand, und das ernste Verhältniß zu seinen Waffenbrüdern. Wäre ihm auch die Ausführung einer Flucht zu ihnen möglich gewesen, so würde er für jetzt doch weniger daran gedacht haben, als an die Seeligkeit die er sich in der Geliebten Nähe und in ihren Armen träumte. Die Gefahren einer solchen Liebe kamen bei ihm in gar keine Erwägung, die Sehnsucht nach einer mündlichen Unterredung mit der Holdseligen beschäftigte ihn unaufhörlich, ohne Aussicht, sobald gestillt zu werden. Fatimè war unterdessen die treue Botin seiner Wünsche, und durch sie erfuhr auch Mirzah zu ihrer großen Freude die Gesinnungen des Ritters.

Unterdeß hatte Philipp de Mangis, dem es gelungen war, sich aus dem mörderischen Kampfe bei Muleys Schloße zu retten, die Niederlage der Seinen im Lager vor Tunis verkündet, und bald sammelte sich ein neuer tapferer Haufe um ihn, das Blut ihrer Brüder zu rächen.

Mit mehr Vorsicht als das erstemal gelang es ihm, auf Umwegen sich der Gegend wieder zu nähern, und dies glückte um so eher, da fast alle bewehrte Mannschaft abwesend war.

In einer schwarzen schaurigen Nacht begannen die Franken den Angriff, Feuerbrände leuchteten ihnen beim Sturm, und ehe noch die sorglosen Bewohner auf Widerstand denken konnten, waren

schon Wälle und Mauern erstiegen. Inemar vernahm den wohlbekanntenen Kriegesruf seiner Waffenbrüder, und mit diesem Ton ergriff ihn die frühere Kraft. Ohne Rücksicht auf die kaum verhaschte Wunde durchbrach er mächtig Thüren und Riegel, und war plötzlich in den Reihen der Kämpfenden, unbewehrt, ohne Helm und Harnisch und Schild. Durch seine Erscheinung und seinen Zuruf wurde das Gefecht auf einen Augenblick unterbrochen, man erkannte mit Jubel den Todtgeglaubten. Da loderten gräßlich die Flammen hoch hinauf; es ertönten von obenherab schreiende und klagende Stimmen, sie durchdrangen ahnend des Ritters Herz. „Rettung, Rettung für Mirzah!“ rief er in höchster Verzweiflung, und stürmte die brennenden Stufen hinan zu den Gemächern der Frauen. Man verstand ihn nicht; unbegleitet, aber auch unaufgehalten gelangte er an den gefahrvollen Ort, wo Mirzah händeringend unter ihren Gespielinnen wimmerte. Bei seinem raschen Eintritt schriehen diese geängstigten Wesen vor Furcht und Entsetzen laut auf, nur die alte Fatimè lief auf ihn zu, und beschwor ihn, Mirzah, die jetzt ohnmächtig hingefunkene Mirzah, zu retten. Er vergaß bei dem Anblick dieser nie geahneten Reize sich und alles, was um ihn her vorging, mit Riesensstärke hob er die Leblose auf, und trug sie miten unter krachenden Balken und brennenden Pfeilern in hastiger Eile zu den Siegern hinab.

Der Kampf war beendigt, das Geräusch der Streitenden hatte sich gelegt, und Philipp de Mangis stand mit seinen Rittern da unter Leichen, hinauf und neben sich schauend in die Zerstörung, welche ihr gewaltsames Thun binnen so kurzer Zeit hier bereitete. Da gewahreten sie Inemars mit seiner süßen Last, der von händeringenden Weibern gefolgt, wie ein hoher Schutzgeist durch die Flammen daherschritt. Erstaunen ob der Schönheit der wiedererwachenden Jungfrau, und Bewunderung der That ihres Retters bemächtigte sich der Umstehenden.

Schnell war ein Zelt für die Frauen bereit; die Heilkunde eines grauen Reifigen kam dem Ritter zu Hülfe, der manches schmerzhaftes Zeichen seiner Anstrengung davon getragen hatte.

Der anbrechende Morgen mahnte die Franken zur Rückkehr. Inemar wollte Mirzah nicht verlassen, und doch war es unter allen Umständen bedenklich, sie mit hinweg zu führen. Philipp de Mangis unterredete sich mit dem liebeblühenden Jünglinge, die Pflicht gegen das Vaterland errang endlich den Sieg. „Wohlan denn,“ rief er entschlossen aus, „ich folge euch. Aber zuvor muß Mirzah in Sicherheit seyn!“

Noch an demselben Tage brachten Kundschafter die Nachricht, daß ein feindlicher Schwarm im Anzuge sey. Man beschloß, ihm entgegen zu gehen. Bald sahe man Staubwolken in der Ferne, es

wieherten Kofse, die Spitzen der Lanzen schimmer-
ten über das Gefilde.

Da sandte Philipp de Mangis den Ritter Ine-
mar mit zehn bewährten Helden voraus, Mirzah
und ihre Frauen in der Mitte auf den Zeltern Mu-
leys. Sie trafen nahe an die Heidenschaar, da
erkannte der Vater sein Kind. Allah sey Lob! rief
der Greis aus, und sprengte, sich vergessend, her-
bei. Inemar ritt ihm entgegen. „Muley,“
schrie er ihm zu: „ich war dein Gefangener, jetzt
bin ich des Lösegeldes quitt. Wende dich zur Seite
von hier in Frieden, und empfangе deine Toch-
ter!“ Die weinenden Frauen besänftigten des Al-
ten drohende Blicke, Mirzah hing an seinem Halse,
und deutete unter zärtlichen Worten auf ihren Ret-
ter hin. Dieser nahm das Bewußtseyn einer
großen That mit sich, und ritt mit seinen Beglei-
tern davon.

Von Rache gesättigt und unverfolgt gelangte de
Mangis mit den Rittern ins königliche Lager. Ine-
mar aber verschloß sein heimliches Leid in der glük-
henden Brust, und dachte täglich und stündlich mit
zärtlicher Sehnsucht an das schnell zerrissene Lie-
besband.

Wenig Monden nachher stand er unter den Ed-
len an der Bahre seines Monarchen. Die Trüm-
mer des Heeres harreten der Ueberfahrt in dem Ha-
fen Gouletta, Inemar zog traurend, und in sei-
nem Herzen zwiefach bedrängt, mit ihnen ein.

Da hielt er eines Tages, in Gedanken an die Vergangenheit schmerzlich verloren, ohnfern dem Meeresstrande sein getreues Roß einsam am Zügel, als ein gewaltiger Mohr auf ihn zuschritt.

„Bist du der Ritter einer aus Frankenland, so nimm dies von Muley, dessen Schloß ihr verheertet, und überliefr' es dem Manne, dem es gehört;“ so redete er ihn an.

Enemar wußte nicht, wie ihm geschah, denn er empfing seinen Ritterschmuck und die Feldbinde, und alles was ihm beim ersten Angriff geraubt worden. Daneben übergab ihm der Mohr mit freundlichem Grinsen ein zierlich gearbeitetes Kästlein, darin lag unter glänzenden kostbaren Perlen, in Seide kunstreich gewirkt eine Jasminblüte, umgeben von einem arabischen Denkpruch in funkelnden Diamanten.

Wer sandte dich? fragte Enemar den Harrenden.

„Bey Muley der Mächtige,“ erwiederte jener, „und dies Schreiben dazu. Gewiß seid ihr der Rechte, denn ihr zittert ja für Freude.“ Wohl bin ichs, antwortete Enemar, und wog das Kästlein bedenklich in der Hand. Nicht wahr, dies gab dir Mirzah?

„Beim Allah! ihr habts errathen, sie gab es mir.“

Da zog Herr Enemar seinen Siegelring vom Finger und sagte: Bring ihn deinem Herrn, den

Gott segne, und sprich: „dies sendet euch Inemar von Sarmont, daß ihr seiner gedenket!“

„Inemar von Sarmont,“ wiederholte der Bote, und verschwand eilig unter den Dattelpalmen.

Die Schrift des Briefes war arabisch, Inemar vermochte ihn nicht zu entziffern, so sehr sich auch sein Herz nach dem Inhalte drängte.

Schon glitt das mit Kriegern belastete Fahrzeug über die Wellen dahin, Massiliens Thürme leuchteten den Heimkehrenden vom vaterländischen Ufer entgegen, und immer noch war Inemars Phantasie in Muleys Schloße am Fenster nach dem Garten hinaus, wo Mirzah einst spielend unter den Blumen saß, und wie er sie in der Schreckensnacht auf seinen Armen durch die Gluthen trug. Ach, damals berührte ihr Athem den Seinigen, an seiner Brust wogte ihr Busen; ihn suchte zuerst ihr liebender Blick mit dem sie erwachte, in diesem spiegelte sich alle Erdeneligkeit ab, die für ewig und immer mit heißer Sehnsucht all' sein Begehren umsing, und nun in der Möglichkeit ihm so fern entrückt worden.

Mit solchen Bildern der Vergangenheit marterte sich der arme Ritter in trostlosem Liebeschmerz und betrat die Burg seiner Väter, die ihm jetzt ein öder Aufenthalt wurde, denn seine Gedanken schweiften weit über das Meer hinaus, zu Muleys Schloß, wo Mirzah seiner vielleicht in Thränen gedachte.

Und täglich öffnete er das Kästlein und redete mit der geheimnißvollen Blume, gewirkt von zärtlichen Händen, und betrachtete die funkelnde Schrift, die ihm mit fröhlicher Hoffnung entgegen zu leuchten schien, obwohl er ihren Sinn nicht zu deuten vermochte.

Aber wie sorgfältig er auch diesen theuren Schatz und sein Inneres Jedem zu verbergen strebte; so entging doch dem alten Burgkaplan, der ihn noch als Kind unterrichtet, die seltsame Stimmung des Ritters nicht, die ihn von Tag zu Tag ungeselliger machte. Dieser Greis hatte sonst sein Vertrauen und verdient' es auch, denn er war uneigennützig und fromm. Darum schmerzt' es ihn, daß der lebenskräftige Mann so gar verschlossen in Gram dahin welkte, und er drang in ihn, sich zu vermählen. Da entdeckte ihm Inemar Alles, was ihn mit Kummer erfüllte, und wie er entschlossen sey, Mirzah auch in quälender Trennung treu zu bleiben bis in den Tod. Fruchtlos war des Mönchs Ueberredungskunst, er verschlimmerte des Ritters Trübsinn, und ließ ihn gewähren. Und als dieser seit Jahren ohne Kunde von Mirzah blieb, übergab er ihm jene Urkunde, deren der Dechant in Alby gegen den Suraner gedachte, ohne daß jedoch die Veranlassung zur Sprache kam.

Der Vater Hilarius siechte, und verlangte vor seinem Tode einen Beichtiger aus dem Kloster zu Tullis. Dies war Vater Heribert. Ritter Ine-

mar fand ihn bei seiner Heimkehr von der Jagd am Sterbelager des Erbliehenen, und erkannte bestürzt in ihm seinen Waffengefährten Philipp de Rangis. „Bist du es Philipp?!“ rief er im höchsten Erstaunen aus. „Ein Mönch, du!?“ Heribert erfaßte mit freundlichem Ernst des Freundes Hand. „Mich hat das Schicksal auf seltsamen Wegen in diesen Hafen getrieben,“ sagte dieser; „noch büße ich manches sündige Thun. Die Leichen in Muleys Schloße wimmerten zur Nachtzeit um mein Lager, ich sahe die Gluthen zusammenstürzen über die Erschlagenen. Das Trugbild des Ruhmes verschwand, und das Hohngelächter des Göken erschütterte tief meine Seele. Mich warf eine schwere Krankheit zu Boden, da gelobte ich Gott mein künftiges Leben und wurde ein Mönch.“

Inemar vermochte den Wiedergesundenen, bei ihm zu bleiben, und fand nun den Freund, dem er sich ohne Rückhalt anvertrauen durfte.

In seiner Gesellschaft fing sein Unmuth an zu genesen, er athmete Linderung, wenn Heribert von Mirzah mit ihm redete und ihre seltene Schönheit pries.

Inemar zeigte ihm die Geschenke Muleys und forschte neugierig, was das Lächeln seines Freundes bei ihrer Ansicht bedeute? Kennst du den Sinn dieser Schrift? fragte er ihn.

„Ei wohl, das ist die Zaubersprache der Blumen; Mirzahs Seele hauchte ihr Leben ein, der

Diamanten: Kranz flüstert dir zu: Sei treu wie ich.“ Des Ritters Augen leuchteten in Himmelslust, er brachte Muleys Schreiben herbei. Heribert las:

„Christ! Wärest du mein Gefangener geblieben; so hätt' ich dich vielleicht Sohn genannt. Du trugst Mirzah aus den Flammen, sie liebt dich. Verlaß deine Heimath, und beim Propheten: Du sollst Muleys Eidam seyn!“

„Und erst jetzt,“ fragte der Vater befremdet, „erst jetzt lässest du dir diese Schrift deuten? O mein Freund, wie übel hast du gethan, so lange Zeit in hoffnungslosem Liebeschmerz dich zu martern, und ein treues Leben mit vergeblicher Sehnsucht hinzuhalten! —“

„Wie?“ rief der Ritter aus, „sollte ich der Flamme Nahrung geben, um mich in der Unmöglichkeit zu verzehren? Mit stiller Ergebung hab' ich geliebt und geduldet, Mirzahs holdes Bild lebt allein und ewig in meinem Herzen, und darum ist die übrige Welt mir so gleichgültig und so fremd geworden. Und sollte ich denn meinen Glauben um des alten Muleys willen verläugnen, der mir seinen Himmel bietet für ein Opfer, dessen es nicht bedürfen wird, denn Mirzah ist von ihrer Pflegerin wohl unterrichtet in dem, was zum Seelenheil nothwendig ist.“

„Desto besser,“ erwiederte Heribert, „und darum hättest du ihre Neigung nicht so lange auf die

Probe stellen sollen, zumal es noch überdies ein frommes verdienstliches Werk ist, ein Christenkind in den Schooß der Kirche zurückzuführen.“

Beide berathschlagten nun miteinander, und Heribert übernahm es, Kundschaft von Mirzah durch die Theatiner einzuziehen, deren Geschäft es war, die gefangenen Christen, Sklaven auszulösen, und die darum häufig nach Afrika zogen. Bald erlangte man die erfreulichsten Nachrichten. Diefen zufolge lebte Muley nicht mehr, alle seine Schätze waren Mirzahs Eigenthum, die jetzt in Tunis einsam um den Ritter trauerte, dessen Bild mit unauslöschlichen Zügen allein in ihrem Herzen wohnte. Die Wünsche des Ritters erhielten neue Nahrung, als sein Freund ihm eines Tages berichtete, daß er selbst gesonnen sey, nach Afrika hinüberzugehen, um sich von dem Leben und den Gesinnungen der Geliebten zu überzeugen. So geschah es, daß Heribert dahin zog, wie der Burgvoigt dem Suraner erzählt hatte.

Mit kluger Vorsicht forschte der Mönch nach Mirzahs Aufenthalt, aber in Tunis ward ihm keine Befriedigung, Niemand wußte von Muleys Tochter. Er wanderte weiter, unter mancherlei Gefahr und Verkleidung den ihm noch wohlbekanntem Weg nach jenem Schlosse, wo er als Ritter einst die Niederlage der Seinigen rächte, und ging getrost darauf zu, als

er die in neuer Pracht erstandenen Mauern vor sich sah. Ein alter Mohr zog bei ihm mit einer Anzahl Sklaven vorüber, sie wankten matt und seufzend unter dem Druck der Fesseln vor ihm her.

Heribert redete den Schwarzen an. „Nennt sich der Herr des Schlosses nicht Muley?“

„So nannte er sich;“ erwiderte jener rauh, und faßte den Frager ins Auge. „Wer bist du, Fremdling?“

„Ein Bote,“ sagte dieser, „ich habe Wichtiges an ihn. Also lebt er nicht mehr? Mich sendet ein mächtiger Herr aus Frankenland, dem er hoch verpflichtet gewesen ist. O sage mir, wie steht es mit seinem Hause?“

„Wie nennt sich dein Ritter?“ Inemar von Sarmont, antwortete der Mönch. Da rief der Mohr mit freudigen Sprüngen: „*Allah kherim!* Mein Dienst ist aus!“ Er warf sich zu Heriberts Füßen, und jauchzte wie ein Trunkener. Dann faßte er ihn bei der Hand, und riß ihn in hastiger Eile mit sich fort. „Höre Christ,“ sagte er, „du kömmt warlich zur rechten Zeit; sei dem alten Hasan willkommen, der wohl um das Geheimniß deines Herrn weiß, denn ich war einst Muleys Vertrauter. Ihr seid alle frei, alle frei, nach Muleys Willen, geht, geht, und freut euch!“ So rief er mit lauter Stimme den Sklaven zu. „Dieser Christ hat euch erlöst.“ Mit schneller Eile lief er zu ihnen und zerbrach ihre Fesseln. „Morgen,“ seht

er hinzu, „morgen sollt ihr heimziehen.“ Dann sprang er wieder zurück und umhalsete Heribert. Die voraneilenden Sklaven hatten schon auf dem Schlosse verkündigt, was sich zugetragen, fröhliche Gesichter lächelten den Ankommenden entgegen. Man führte den Mönch in ein prächtig verziertes Gemach, er konnte sich von dem überraschenden Austritte kaum erholen. „Also lebt der Ritter von Sarmont wirklich, und gedenket unserer noch? O Heil ihm und uns!“ So jubelte Hassan und schwazte im freudigen Erguß seines Herzens in Einem fort: wie der alte Muley ein überaus gütiger gerechter Herr sey, dessen väterliche Zärtlichkeit gegen Mirzah keine Grenzen kenne; wie er von Zeit zu Zeit auf Nachricht von Inemar gehofft und sich abgehärmt habe bei den Leiden seines Kindes, die in Sehnsucht dahin gewelkt; wie er sein Schloß endlich verlassen und über's Meer zu seinen Brüdern den Modejaren nach Murcia in Hispanien gezogen, die alte Fatimè nach Tunis gesandt, um dort etwanige Botschaft von Inemar zu empfangen, ihn aber zurückgelassen mit dem Auftrage: hier auf ein Gleiches zu harren, und den Sklaven Erlösung verheißen, wenn seine Hoffnung erfüllt sey. „Nun ist Alles geschehen,“ schloß der Erzähler, „mit dir ziehe ich morgen gen Tunis hinab, mein Sohn Achmet wird uns begleiten. Ich führe dich zu Muley und kehre dann zurück in dieses Schloß, welches mein Gebieter mir zu eigen geschenkt hat, zum Lohn meiner Treue.“

Im Olivenhaine, der Muleys Aufenthalt bei Murcia umkränzte, saß eine Gestalt, weiß wie der Schnee, das Zeichen der Trauer im Morgenlande, und starrte still und bewegungslos auf einen Grabhügel hin, der sich am Fuß einer dunklen Cypresse erhob. Da ertönte d. s. S. Geslingel von Maultheren in der Nähe und schreckte sie auf. Sie sahe sich um, und war im Begriff, sich hinweg zu begeben, als Hassan herbei und zu ihren Füßen stürzte. Es war Mirzah, seine holde Gebieterin, jenes Grab deckte die Ueberreste Muleys. Vor wenig Tagen erst war der Greis heimgegangen zu seinen Vätern, die Thränen der verwaiseten Jungfrau hatten ihm das Sterben sehr schwer gemacht, er ließ sie allein in einem fremden Lande, in einer bewegten Zeit, als Jakob von Arragonien, der Eroberer genannt, seinen Glauben verfolgte. Mirzah war untröstlich, sie glaubte sich allein und verlassen auf der Welt, da erschien ihr jetzt Hassan wie ein gesendeter Schutzgeist. Er vernahm die Trauerkunde mit inniger Theilnahme und Betrübniß, und nur mit vorsichtiger Schonung berichtete er den Grund seines Hierseyns. Ein Himmelsstrahl fiel in das Gemüth der weinenden Mirzah.

Sie umhalsete die treue Fatimè und ließ den Mönch zu sich kommen.

Er mußte erzählen von Inemar, von seiner Treue, von seiner Schwermuth und Sehnsucht, und ihre Blicke erheiterten sich. Sie ließ sich alles oft und

öfter wiederholen, und forschte nach diesem und seinem, und wurde des Fragens nicht müde, bis sie auch den geringsten Umstand aus seinem Leben wußte und ein treues Bild in ihrem Herzen von dem Geliebten entworfen hatte. Heribert drang nun auf einen Entschluß; Fatimè unterstützte seinen Rath, sich in die Arme der Kirche zu werfen und mit ihm hinab nach Sarmont zu ziehen. Nach wenig Wochen war alles dazu vorbereitet, der ehrwürdige Bischof von Huesca gab ihr die Weihe der Taufe in dem nemlichen Tempel, worin kurz zuvor noch die Gebete der Jmans ertönten. Dann folgte sie von Heribert und Hassan und Achmet begleitet, dem Drange ihrer Seele nach Sarmont, mit allen ihren Kleinodien und Schätzen, im Schutze hispanischer Ritter, die solchen Ehrendienst mit Freuden übernahmen.

Wenig Tagereisen von Inemars Burg sandte Heribert einen Vertrauten voraus, der dem Ritter Kunde brachte von seiner Ankunft, und zog dann wohlbehalten ein, wie im zweiten Abschnitt erzählt worden ist.

Auf Suran saß Ritter Guido mit den edlen Herren Lizard von Portevil, Colas von Balloufrou und dem Dechanten von Alby in der Zechen, des dritten Tages nachdem er sie zu sich berufen hatte, um sich über die Ereignisse auf Burg Sarmont mit ihnen zu besprechen.

Noch immer war der dritte Kundschafter Guidos nicht daheim, und die Besorgnisse mehrten sich, nicht sowohl seinethalben, als wegen des nur zu scheinbaren Verdachts, den Inemar über den Zweck solcher heimlichen Sendung hegen mußte. Zu offenen Feindseligkeiten wider ihn hatte Guido bisher keinen Grund; auch mußte er sich gestehen, daß Theresens verschmähete Neigung nicht einmal einen Vorwand dazu abgeben konnte. Zudem war jetzt deutlich, daß nach alle dem zu urtheilen, was auf Sarmont seit Kurzem vorging, die Wahl des Ritters schon geschehen seyn mochte. Was inzwischen die Unzulänglichkeit jener Ursache bemäntelte, ersetzte der Neid zwiefach. Ritter Inemar war der reichste und mächtigste in der Gegend, alle Einsassen hingen mit Liebe an ihm, und schon um deswillen mußten viele Burgherren bei einer Vergleichung

gegen ihn verlieren. Dazu kam noch die Habgier der Stiftsherren, denen er zu voreilig seine Güter verheißten. Zwar ließ die Bedingung welche er an dies Versprechen geknüpft, sich jederzeit zum Vortheile des Ritters deuten, doch ahnte es dem Dechanten, daß jetzt vielleicht das bewußte Geheimniß, früher als es dem Vortheile des Stifts angemessen, sich aufklären dürfte. So nahm er die Sache auf, und ging nicht ungern in die Meinung ein, daß auf Sarmont ein Bund mit dem Bösen geschmiedet sey. Auf diesem Wege ließ sich vielleicht mit dem Bannstrahl der Kirche gegen Inemar streiten.

Lizard von Portevil war sonst ein wackerer junger Mann, aber ein wenig leichtgläubig und aufbrausend. Er warb seit einiger Zeit um Theresens Hand, und nahm deshalb an ihrem Hasse gegen Inemar Theil, ohne die Quelle desselben zu wissen. Sein Nachbar Colas von Balloufrou gleich ihm in vielem, eben so unbegütert, zeichnete er sich durch Kühnheit und Unternehmungsgeist aus. Beide buhlten um Guidos Gunst. Der Dechant war schlau genug, die Gefinnungen dieser Ritter für seinen Plan zu benutzen, und fürnte ihren Eigennuß durch das Versprechen künftiger Lehne aus Inemars Gütern, falls solche dem Stift anheim fielen. Auf solche Weise wurde auf Suran sein Verderben verabredet.

Die wiederholte Aussage des Knechts vor den Anwesenden gab hinreichenden Stoff für ihre feind-

selige Absicht, und erfüllte den Lizard und Colas mit Abscheu, den Dechanten mit Tücke, und den Anstifter Guido mit Freude über die nahe Hoffnung des Gelingens. Man trennte sich spät, um schnell nach einem übereinstimmenden Plan zu handeln.

Während Gnemars unbestenkten Ruf hier die Hinterlist schmähete, schwamm er selbst in einem Meere von Bonne, die ihn für so lange Entbehrung schadlos hielt. So war sie nun Sein, um die er viel Jahre vertrauert, so war der lange selige Traum nun zur Wirklichkeit geworden. Noch lebte ein Oheim Gnemars, der war Bischof in Rhodéz, an ihn wandte sich der Freudetrunkene um der Kirche Segen für sich und Mirzah. Der ehrwürdige Herr fand sich dazu bereit, denn Burg Sarmont gehörte zu seinem Sprengel.

Ein stattlich Turnier sollte den Tag von Gnemars Vermählung verherrlichen. Dazu waren der hohen Ritter gar viele geladen aus Frankenland und auch von jenseit der Pyrenäen, welche die Braut geleitet hatten. Unter diesen war Blasco de Nanuza, ein mächtiger Held, von kriegerischem Ansehen und gebietender Majestät in Gang und Geberden, und mehr Andere, welche die Blicke der Frauen auf sich zogen. Da war die Burg Sarmont mit Gästen überfüllt, und der Edelknappen und Knechte eine große Zahl. Auch kamen die Troubadours herbei

aus allen Gegenden, und stimmten die Harfen, und sangen zum Voraus manch festliches Lied.

Nicht ohne Befremden vermischte man den Ritter Guido von Suran mit den Seinen unter den Geladenen; er war nicht erschienen, wiewohl er sein Ausbleiben keinesweges entschuldiget hatte. Nur allein Vater Heribert kannte die Ursache wohl, er fand es aber besser, Inemars Glückseligkeit nicht mit einer Entdeckung zu stören, die ihn nur beunruhiget haben würde. Darum durfte auch der Mohr Achmet, welcher den Späher Guido's verfolgte, der Sache nicht weiter erwähnen; nur schärste er ihm insgeheim große Aufmerksamkeit ein, und dieser gelang es auch, des dritten Horchers habhaft zu werden, der jetzt auf dem Schlosse in verborgener sicherer Verwahrung gehalten wurde. Dennoch bekümmerte es den arglosen Inemar, daß Guido allein seine freundliche Ladung verachtet hatte, und er ahnete nicht, wie nahe und auf welche betrübende Weise derselbe noch zu seiner Kränkung austreten würde.

Schon war in der reich verzierten Burgkapelle die priesterliche Einsegnung des Brautpaars geschehen, die Neuverbundenen empfingen die Glückwünsche ihrer Freunde und Gäste, und das Turnier sollte beginnen. Die geharnischten Ritter hielten vor den Schranken, des Zeichens zum Rennen gewärtig; da sprengte ein königlicher Herold herbei und gebot, mit dem Kampfspiele inne zu halten.

Alles gerieth in Erstaunen und Verwirrung. Da rief jemand Stille, und der Herold sprach:

„Inemar von Sarmont! Dieweil du Inemar von Sarmont angeklagt bist der Zauber, rei und eines Umgangs mit dem Bösen, so sollst du Rede stehen dem hohen Gericht von wegen dieser Beschuldigung, und bis dahin nicht führen Wappen und Schild noch einig ritterliches Zeichen, bevor du dich reinigst. So will es der König!“

Als der Herold dies mit lauter Stimme gesprochen, erhoben sich die Anwesenden mit großem Getümmel, aber Ritter Inemar und seine Freunde erblaßten. Da trat der Hispanier Blasco verwegen auf, und rief dazwischen: „ist es Sitte bei euch, zu verurtheilen, ehe ihr richtet? Trotz sey dem geboten, der hier einen Teufel hineinmengt!“

„Das ist meines Amtes nicht,“ entgegnete ihm der Herold, und sprengte von dannen.

5.

Mirzah, oder jetzt vielmehr Flora von Sarmont, wie sie seit ihrer Taufe genannt war, glich einer Blume, die an jedem Abend ihre Kelche sanft schließt, um sie im Wehen des jungen Morgens mit höherem Zauberreiz zu entfalten. Biewohl der Lenz ihres Lebens dahin war; so strahlte

dennoch die herrliche Frau in einer Schönheit, die Alles um sich her verdunkelte, und ihre Jahre schienen denen ein Räthsel zu seyn, die solche Jugendfrische und Anmuth noch nimmer geschaut hatten. Das feurige schwarze Auge flammte mit unwiderstehlichem Zauber, und nahm unbewußt die Herzen derer gefangen, die nach ihm aufzublicken wagten. Die jungen Ritter allesammt beneideten Inemar um sein Glück; die edelsten Fräulein und Frauen die Wundergestalt, welche sie alle in Schatten stellte. Weit in der Ferne trugen die Troubadoure sinnige und blumenreiche Lieder von der weisen Fürstin aus Afrika, und lockten viel Neugierige, die blos um dieser Gepriesenen willen nach Sarraumont zogen. Sie war jetzt Inemars Weib, aber der erste Tag ihrer Vereinigung ging stürmisch unter und warf einen Tropfen Bermuth in den süßen Kelch der himmlischen Lust. Traurig blickte sie den Geliebten an, sie zitterte, ihn zu fragen um die Ursache des eben so niederschlagenden als ihr unerklärlichen Ereignisses, und dennoch war ihr so bange bei dem Gedanken, daß sein Herz ein Kummer belastete, den sie nicht mit ihm theilen dürfte. Die Gäste hatten sich eiligst entfernt, manche mit Hohn in Mienen und Blicken, das war ihr nicht entgangen. In des Ritters Augen wechselten Zorn und Schaam, er ging mit starken klingenden Schritten wie ehemals durch die Hallen seiner Burg, und redete kein Wort.

Am meisten bekümmerte dies alles den guten Vater Heribert. Er allein konnte jene verläumderische Anklage entkräften und ihren Folgen entgegenwirken, wenn er sich nur eine Möglichkeit der Ursache, worauf sie sich stützte, gedacht hätte. Zu unerfahren in den Künsten des Truges, wie sie unter denen genährt und geübt wurden, die nur der Welt äußerlich entsagt hatten, um im Verborgenen Böses zu stiften, gerieth er gar nicht auf den Gedanken, daß die frommen Prälaten in Alby mit dem Ritter Suran, den er für den einzigen Feind Inemars hielt, gemeinschaftliche Sache gemacht hätten, und daß jene schändliche Anklage nur von ihnen ausgegangen sey. Guido von Suran war der einzige Name, bei dem er stehen blieb, doch wußte er auch weiter nichts auf ihn zu bringen, als das ungebührliche Ausenden von Spionen, deren Letzterer sich noch auf Sarmont in Haft befand und ohne Umschweif bekannte, er sey mit zwei anderen seines Gelichters nur beauftragt gewesen, die Neugier seines Herrn über die Ursache des nächtlichen Jubels auf Inemars Burg zu befriedigen. Wie hätte sich hierbei wohl eine wirkliche leibhaftige Teufelei in einen Zusammenhang bringen lassen; denn daß der Mohr Achmet damit gemeint sey, welcher den Knecht Guido's verfolgte, fiel dem Mönche nicht ein.

Er überlegte die Sache, und sprach darüber mit dem wackeren Blasco de Manuza, indem er diesem zugleich alles, was er von Guido's verdächtigem

Beginnen wußte, entdeckte. Der Hispanier vermaß sich hoch und theuer, der Bosheit auf die Spur zu kommen, wenn Inemar ihm nur gestatten wolle, nach seinem Willen zu handeln. Heribert übernahm es, diesen wenigstens für eine Unterredung zu gewinnen, und suchte ihn auf.

Der Ritter empfing den getreuen Freund mit düsteren Blicken, und dieser kannte ihn zu gut, als daß er noch im Geringsten hätte zögern sollen, ihn aus seiner Geistesbefangenheit durch eine starke und ergreifende Anrede zu wecken.

„Du hast die abscheuliche Anklage gestern wider dich vernommen,“ sagte er mit lauter Stimme beim Hereintreten; „vor allen Edlen hat dich die Ladung des Königs gebrandmarkt. Was wirst du thun, diesen Schimpf zu rächen?“

Inemar erhob sich bei diesen Worten schnell wie ein gereizter Löwe und antwortete zornig und wild: „Es riecht mir wie Pfaffenlist aus Alby, Wöndch! Sie heßen hier einen Teufel in mein Haus, damit er ihnen ein Erbstück verschreibe. Ich werde aber ein blutiges Siegel unter die Urkunde setzen. Willst du mit, Philipp de Mangis?“

Den Vater befremdete diese Sprache nicht, er freuete sich bei dem Ungestüme des Ritters. „Recht so,“ sagte er, „so muß es seyn; ich begleite dich. Aber wir müssen bald dazu thun, und uns auf Alles gefaßt machen. Noch ist meine Faust nicht erlahmt, um ein ritterlich Schwerdt zu führen, gieb mir eine

Rüstung, und du sollst zum zweitenmal sehen, was ich für dich thun will!"

Diese unerwarteten Worte fanden Eingang, sie paßten zu Inemars Stimmung, und schafften Heribert sein Vertrauen. Man kam überein, das Stift zu überrumpeln und die Chorherren zum Geständniß und Widerruf zu zwingen. Der dritte Tag wurde zur Ausführung des Anschlags bestimmt.

Heribert zog den Ritter Blasco mit in das Geheimniß, und vertraute ihm von seinem eigenen Vorhaben mehr, als Inemar selbst wissen durfte. „Es ist ein tollkühner verderblicher Plan, den er vor hat,“ sprach er, „lassen wir ihn gewähren; so wird er seines Hauses Untergang bereiten. Darum müssen wir seiner Raserei Einhalt thun, wie wohl er schwer beleidigt ist.“ Blasco hieß die Anschläge des Mönchs gut, und beide führten sie aus, wie an seinem Orte berichtet werden soll.

6.

So wie einst auf Sarmont schallte jetzt Trompetenklang und lustiger Jubel fern durch die Nacht von den Sälen der Burg Suran, wo Guido der Rache Triumph mit seinen Anhängern feierte. „Ha!“ rief er aus, „ich hätte ihn sehen mögen, diesen stolzen übermüthigen Inemar, der uns seit Jahren keines Blicks würdigte; ich

hätte ihn sehen mögen zernichtet, zertreten vor dem Kreise der Edeln! Wie mag der Schleicher sich wohl gebehret haben, als ihm der Herold den süßen Gruß brachte!“ Dann wandte er sich zu Lizard von Portevil. „Schön war sie also, die Braut, Herr Ritter? So spricht doch!“

„Hm!“ erwiderte der Jüngling, „sie war schön, und schöner, ich sag’ es noch einmal, schöner und reizender, als ich jemals — —“

Sein Blick fiel auf Theresen, die eben ihrem Vater den schäumenden Becher kredenzte, und er stockte. Da half ihm sein Freund Colas aus der Verlegenheit. „Zweifelt nicht daran, Herr Guido,“ fiel er Lizard ins Wort; „sie war ausnehmend schön, und alle die erlesenen Perlen und Diamanten, mit denen sie reichlich geschmückt war, hätten immerhin fehlen mögen, dennoch halt’ ich sie für eine wunderholde Dame, mit einem Liebreiz geziert, dem ein Ritter wohl huldigen muß, so lang’ er noch zu unterscheiden weiß. Und wiewohl sie Inemars Weib ist, so kann ich meinestheils ihr nicht grossen, und was ich zu ihrem Lobe gesagt habe, ist wahr.“

Therese erglühete bei diesen Worten aus Mergern und Neid, und sie sagte beleidigt: „Dann wär’ euch zu rathen, Herr Colas, ihr würbet um die Gunst dieses Engels, um euch satt zu sehen an ihrer Zaubergestalt, die ja so außerordentlich ist.“

„Laßt das gut seyn, Fräulein, ich weiß, was ich rede;“ fuhr er vom Wein erhitzt fort. „Ich

könnte mich an des Ritters Stelle wünschen, wäre das Teufelswerk nicht dabei.“

„Ja,“ unterbrach ihn der feurige Lizard, „mir gingen die Augen über, und das Herz wurde mir weich, als sie bei den Worten des Herolds erblaßte und unruhig in Inemars Mienen forschte. Es that mir leid um das engelreine himmlische Wesen.“

„Sprecht doch nicht so vermessen,“ nahm jetzt der hochrothe Dechant das Wort, „wie könnt' ihr ein irdisch sündiges Wesen mit den himmlischen Heerschaaren vergleichen! Und dazu ist es auf jeden Fall übertrieben, was ihr da her schwazt, denn so jung kann ja das Frauenbild nicht mehr seyn, wenn sie der Ritter schon auf seinem Zuge nach Tunis gekannt hat, wie das Gerücht meldet; es sey denn auch dabei Zauberei im Spiel, wosern sie nicht der Teufel selbst ist, der in Frauengestalt die Sinne des Sarmonters blendet.“

Die beiden jungen Ritter wichen bei diesen Worten zurück, und ihr Benehmen zeigte deutlich, daß sie auf solch eine Wendung nicht vorbereitet waren. Lizard faßte sich zuerst wieder und warf dem Dechanten ein: „aber, ehrwürd'ger Herr, sie empfing doch bei der Trauung den Segen der Kirche; wie reimt sich das?“ Guido setzte dem Dechanten einen neugefüllten Pokal vor, und rief dazwischen: „Stoßt an, ihr Herren, stoßt an! Es giebt viel Hexen und Zauberer, die vom bösen Geiste besessen, dennoch zu gewissen Zeiten und unter gewissen Umstän-

den auch sogar der Kirche Diener zu täuschen vermögen. Aber laßt die Frau von Sarmont auch meiner wegen eine afrikanische Prinzessin seyn. Sie ist einmal des gottvergessenen Inemars Weib, und theilt sein Bette wie seine Schuld!“

„Wohl gesprochen,“ sagte der Dechant, und leerte den Becher. „Es fehlt an dergleichen entsetzlichen Beispielen gar nicht. Wie ging es dem heiligen Pachomius in der Wüste? Besuchte ihn da nicht alle Nacht der — Gott sey bei uns — in wolüstiger Weibesgestalt, und legte sich zu ihm! Und was begegnete Sanct Liborio, als er einsam in seiner Zelle saß und sich geißelte, blos eines sündhaften Gedankens wegen! Der Vater Prior trat zu ihm ein des Nachts mit einer geweihten Kerze, und befahl ihm inne zu halten mit der strengen Bußübung. Er redete sehr anstößig über das fromme Werk, und tadelte die Pönitenz, indem er sogar sagte: damit allein wirst du, o Thor, den Himmel nicht verdienen. Aber Sanct Liborius ließ nicht ab, sich zu fasten, bis der verkappte Prior nach der Geißel griff, sie ihm mit Gewalt zu entwenden. Da rang er mit ihm und rief aus der Fülle seines Herzens ein *mater benignissima!* und der Teufel ließ ihn fahren, schalt ihn einen Narren, lachte und verschwand. Und was hat sich zugetragen mit dem heiligen Pabst Eusebius! Dem nahete sich der Arge in Gestalt einer wunderschönen Prinzessin aus Parsenland, und bat um Ausnahme in den Schooß der Kirche. Der

fromme Vater ließ sich bethören, und gerieth in Versuchung, da erschien ihm — —“

Weiter kam der Dechant mit seinen Beispielen nicht; seine Augen hafteten auf einer der Fensterhallen nach Süden, die von hohen Rüstern umschattet, ins Thal hinab zeigten; sie blieben wie von Entsetzen starr in ihren Kreisen unbeweglich stehen, und sein weit gedöffneter Mund war unvermögend, sich wieder zu schließen. Die Anwesenden folgten der Richtung seiner Blicke, und sahen mit Grausen ein kohlschwarzes Antlitz jenseits, welches sie mit einer Reihe weißer Wolfszähne angrinsete, und ihnen eine schwarze Riesenfaust drohend entgegenballte. Dem Dechanten brach der Angstschweiß in großen Tropfen aus, die Tonsur sträubte sich unter dem Sammetkappchen auf dem kahlen Scheitel empor. Ein lautschallend Gelächter ließ sich hören, und des Baumes Zweige schlugen raschelnd gegen die Scheiben. Therese war auf einen Stuhl ohnmächtig hingedunken, die Anderen standen noch wie versteinert, und so wenig Glauben die Aussage des Knechts früher bei dem Suraner selbst gefunden hatte, so schnell wandelte nun die Furcht seinen Zweifel in Ueberzeugung. „Wem galt dies?“ waren die ersten Worte, welche er schüchtern hervorbrachte. Man rief endlich die Burgleute zusammen. Niemand, auch nicht der Burgwart, hatte etwas von der Erscheinung draußen wahrgenommen. „Nun,“ rief Guido aus, „so war es der Teufel, den uns Inemar auf den

Hals geschickt hat, uns zu äffen, und der jetzt in den Lüften verschwunden ist."

Die Ritter Lizard und Colas waren inzwischen minder befangen als die übrigen, und kamen so ziemlich in ihren Vermuthungen überein, ohne sie jedoch laut werden zu lassen, denn sie beschäftigten sich mit dem Dechanten, der noch immer regungslos in demselben Zustande blieb. Für Theresens Fortschaffung hatten auf einen Wink ihres Vaters die weiblichen Hausbedienten gesorgt.

Man wußte mit dem Prälaten nichts anzufangen, der Schreck hatte seine Glieder gleichsam gelähmt, er gab auf alle Fragen keine Antwort, weder Rüteln noch Bitten vermogten Etwas.

"Es ist klar wie der Tag," sagte Guido, "die Frau von Sarmont hat sich gerächt, sie ist uns nun in ihrer wahren Gestalt erschienen. Was meint ihr nun, ihr verliebten Herren von Portevil und von Balloufrou, beharrt ihr noch in eurem Entzücken? Wollet ihr noch den liebrenden Engel lobpreisen, der uns hier ein so holdseliges Angesicht gezeigt hat? Wie, antwortet ihr nicht?"

"Schmähet, so viel ihr wollt," sagte Lizard, "laßt uns nur den armen dicken Mann dort wieder zu Verstand bringen."

"He, Sanct Liborius vertrieb den Teufel mit der *benignissima!* so thut ihr doch auch etwas!" schrie Colas dem Dechanten ins Ohr. "Der Mohr

Achmet von Sarmont ist ein verwegener Schurke; habt ihr denn niemals einen Mohren gesehn?"

Lizard las Schaam und Verwirrung auf Guidos Gesicht. „Was spricht der da von einem Mohren?" rief er aus.

„Nun ja," antwortete ihm jener höhniſch, „Flora von Sarmont brachte zwei Mohren mit aus ihrem Vaterlande, sie trugen weiße Binden und Armgeschmeide beim Turnier, das dieser fromme Herr und eure ritterliche Gewissenhaftigkeit zu Wasser machten. Steht es so um Inemars Teufel, dann werdet ihr mit eurer Anklage schlecht wegkommen!"

„Nehmt euch in Acht, Ritter," sagte Guido aufgebracht, „bedenkt, was und zu wem ihr sprecht, und wo ihr seyd!"

„O das wissen wir," rief Colas mit seinem gewöhnlichen Ungestüm, „und ich rath' euch nicht, uns daran zu mahnen!"

In der Hestigkeit seiner Rede drehete er den Kopf des Dechanten, den er eben gefaßt hielt, ohne es eben zu wollen, auf die Seite, so daß dieser laut zu schreien begann. „Nun gottlob, da ist ja die Sprache wieder," sagte er, indem er ihn schnell losließ und bemerkte, daß Mund und Kinn die natürliche Lage wieder gewonnen hatten. „Nun, ehrwürdiger Herr, was denkt ihr von der Sache, ihr habt jetzt euer Mundwerk wieder im Gange, aber erschreckt nicht gleich, wenn der Mohr von Sarmont euch

zufällig wieder begegnen sollte.“ Der betäubte Priester schnappte mit so komischer Anstrengung nach Luft, daß es schien, als wolle er des Ritters Worte hastig verschlingen. Noch währte es eine Weile, ehe der Prälat den Gebrauch seiner Sprachwerkzeuge wieder erlangte, und das erste, was er that, war, nach dem vor ihm stehenden Becher zu greifen. Guido half ihm die zitternde Hand zum Munde bringen, indem er ihm zugleich den Schweiß von der Stirne wischte. Die erste Herzstärkung verfehlte auch ihre Wirkung nicht. Auf dem Gesicht des Dechanten wechselten mancherlei innere Empfindungen, die sich allmählig Luft machten, je nachdem sein volles Bewußtsein wiederkehrte. Dann aber zog er die Stirne mit den Augenwinkeln zugleich in die Höhe, und blies ein tiefaufgeholtes Pu — h — von sich, die Anwesenden alle nacheinander musternd und beobachtend. „Wie ist mir denn?“ brachte er zuletzt hervor; „laßt mich doch nach Alby zurückbringen. Hier“ — er sahe sich furchtsam um, — „hier — ist's nicht geheuer. † † †“

„Habt ihrs denn schon vergessen, daß es ein Mohr war, der euch erschreckte?“ sagte Colas zu ihm.

„Ein Mo — — h — — r? Nein, bei St. Formosi Gebeinen, ein Mohr war es nicht! Ich habe ja die Hörner leibhaftig gesehen, und die feurigen Krallen dazu. Sagt mir nichts von Mohren, der Teufel ist weit schwärzer als ein Mohr nur immer

seyn kann. Ich kenne die Mohren wohl, in St. Mauritii Stift knieet der heilige Melchior neben dem Esel am Krippelein und reicht seine Gaben dar, unter den Königen aus Morgenland, Gold, Weihrauch und Myrrhen. Redet mir nichts ein, ich weiß was ich weiß.“

Guido fand Behagen an der Behauptung seines Verbündeten, und bekräftigte ohne Weiteres, daß es mit den Hörnern seine Richtigkeit habe.

„Nun, so gebt ihm meinethwegen noch einen Bocksbart und Pferdefuß,“ unterbrach sie Lizard, „ich wollte: es tagte, mich lüstet es heimzuziehn.“

„Das ist euch unverwehrt, und zur Stunde noch,“ sagte Guido erzürnt, und rief nach den Rossen. Portevil und Balloufrou hatten dagegen nichts einzuwenden, sie schwangen sich unverweilt auf und ritten gleich nach Mitternacht mit ihren Knappen fort.

„Mir ist dieser heimtückische Guido immer zuwider gewesen,“ redete Colas zu seinem Gefährten auf dem Wege, „und der hämische Pfaffe dazu. Was in aller Welt geht uns beide ihr Haß gegen den Sarmonter an, gegen den sie doch offenen und ritterlichen Angriff zu fürchten scheinen?“ Lizard erwiederte: „mir ist es wie Schuppen von den Augen gefallen heute Abend, ich möchte mit mir selbst zürnen, diese armselige Hinterlist nicht früher ergründet zu haben. Neid muß es seyn von Guido, aber wie kömmt der Dechant in dies Spiel?“

„Ei,“ sagte Colas, „das ist leicht zu errathen; um der schönen Güter willen, die jetzt dem heiligen Moriz verlohren gehen.“

„Ha, ha!“ lachte Lizard laut auf, „die er uns zu Lehn verheissen hat! Nun, da sind wir jetzt um eine Hoffnung ärmer als vorher, und reicher an verdrüßlicher Zukunft. Merktest du nicht, wie der Suraner wüthig umherschritt, als ich ihm den Teufel streitig machte?“

In solchem Zwiegespräch ritten sie langsam durch ein Eichendickigt, als plötzlich ihre Rosse zu schaukeln begannen und nicht von der Stelle wollten. Beide Ritter waren nicht von der Art der Furchtsamen, die so leicht vom Schrecken übermannt werden konnten, sie suchten vielmehr die Thiere zu beruhigen und hielten stille an demselben Ort. Da wand sich neben ihnen ein lebendiges Wesen durch das Gesträuch nach dem Wege zu, der den Forst durchschneidet, und rief mit dumpfer Stimme: „Ritter von Balloufrou, Ritter von Balloufrou!“

Die große Finsterniß in dieser schaurigen Nacht ließ den Rufenden nur als einen schwarzen Schatten erkennen. Der Ritter aber rief ihm kräftig entgegen: „Der bin ich, komm näher heran zu uns, komm näher heran, und sprich: Wer bist du, und warum rufst du meinen Namen?“

„Ist der edle Herr von Portevil mit euch?“ fragte die Stimme von Neuem. „Wohl ist er hier,“ sagte Lizard, „was begehrt du von uns?“

„O ihr tapferen Ritter,“ sprach der Unbekannte, „helft mir ein großes Unglück verhüten. Kehrt um, kehrt schleunig um, rechts vor dem Walde auf der Straße am See nach Burg Sarmont zu, kämpfen Keisige miteinander auf Leben und Tod; ich hörte das Jammergeschrei eines Weibes und lief eiligst den Weg hinaus, um Hülfe zu suchen. Reitet schnell um den Wald, wir begegnen uns wieder.“

Die beiden Ritter mit ihren Knechten spornten die Rosse ohne weitere Frage nach der bezeichneten Richtung, und waren bald in der Nähe des Kampfplatzes. Bei ihrer Ankunft sprengten eiligst mehrere Bewaffnete davon, nur zwei Männer lagen miteinander ringend am Boden, neben diesen schimmerte das weiße Gewand einer Dame, welche knieend die Hände rang. „So sollst du mir den Verrath mit deinem Blute bezahlen!“ rief einer der Kämpfer, und hob auf dem Niedergeworfenen den blinkenden Dolch, da sprang Colas dazwischen und riß den Wüthenden von ihm. Dieser aber wandte sich jetzt zu dem neuen Gegner, und ging mit solcher Stärke und Hefigkeit auf ihn los, daß dem Ritter beinahe der Athem verging. Lizard eilte zu seiner Hülfe herbei, es gelang ihm, beide zu trennen, und indem er sein Schwerdt durch die Finsterniß gegen den Unbekannten schwang, rief er mit zorniger Stimme: „Wer bist du, Rasender, der du in nächtlicher Zeit mit unritterlicher Waffe, gleich einem Räuber, den

Landfrieden stößest? Deine Gefellen sind entflohen;
— schau dich um, gieb Antwort!“

„Lizard von Portevil,“ antwortete der Kämpfer,
„seid ihr es? Woher kommt ihr? Wo ist mein Weib,
Flora von Sarmont?“

„Euer Weib?“ riefen beide Ritter zugleich.
„Also ihr seid Inemar?“ Man sah sich nach ihr
um, aber keine Spur war mehr von ihr zu entde-
cken, der Hufschlag flüchtiger Kofse hallte schwach
in der Ferne die Straße nach Sarmont zurück. Ine-
mar stand schweigend und die Faust an der Stirne
unter den Rittern am Ufer des Sees, dessen Spie-
gel von Osten herüber die Morgendämmerung lichtete.
„Geleitet mich nach der Burg,“ sprach er endlich,
„ich will euch Dinge erzählen, bei deren Anhdung
euer Blut in den Adern erstarren soll. Kommt,
kommt, ich weiß, daß ihr dem Suraner anhängt,
aber auf Ritterwort, ihr habt nichts zu fürchten bei
mir.“ Die beiden Freunde machten sich bereit, sei-
nen Wunsch zu erfüllen, da gewahrte einer der Knechte
den Schleyer, welchen Flora verlohren hatte. „Gebt
her,“ rief Inemar, „gebt her, ich bedarf seiner,
um meine blutige Hand zu verbinden. O Philipp!“

Man gab dem Klagenden ein Pferd, und mit
aufgehender Sonne ritten sie sämmtlich auf Sar-
mont ein.

König Philippus der Kühne saß zu Gericht in Chartres. Um den goldenen Thron standen rings die Vasallen; Bischöfe und Chorherren nahmen ihre Sitze ein. Ein Herold trat auf und wiederholte die Mahnung an den Ritter von Sarmont, von Wort zu Wort. Er rief den Angeklagten dreimal bei seinem Namen; umsonst, — kein Ritter von Sarmont erschien, sich zu vertheidigen. Ein Gemurmel entstand in der Versammlung, schon wollte der rasche Fürst sich erheben, siehe, da trat demüthig und bescheiden ein Mönch vor den Thron, und legte die Rechte aufs Herz. Der sprach mit vernehmlicher Stimme zum Könige:

„ich war Philipp de Nangis, deines Vaters Feldhauptmann.“

Der Monarch lächelte ihm höchlich verwundert aber wohlgefällig zu, denn dieser Name war ihm sehr werth und wohlbekannt.

Dann redete der Mönch weiter:

„ich bin Vater Heribert aus dem Bernhardiner Kloster zu Tullés.“

Alles schwieg, die Umstehenden drückten Erwartung und Erstaunen aus.

Der Mönch begann wieder:

„Ritter Inemar von Sarmont ist ein frommer tugendhafter Mann, ein Held ohne Gleichen im Kampf gegen den Feind und gegen sein eigen Geschick. Darum wollest du, o König, die Unschuld hören: lasse den Kläger vortreten, damit er bezeuge, was er behauptet.“

Wo ist dieser Inemar, warum meidet er unser königlich Angesicht?

„Er hat Wappen und Schild verlohren;“ sprach der Mönch mit gerührter Stimme, „er leidet an heimlichen Wunden, die ihm der Feind schlug. Vergönnt mir, gnädiger Herr, seine Sache zu führen.“

Den König befremdete die Freimüthigkeit des Mönchs, doch zürnte er nicht. Auf seinem Wink erhob sich aus dem Kreise der Edlen Guido von Suran und sprach:

„Einer meiner Knechte hatte sich am St. Veits-Abend in die Nähe von Sarmont verirrt, da war groß Getümmel und Jauchzen auf der Burg, und die Geister dreheten sich oben im höllischen Fackeltanz. Plötzlich fährt der Teufel herab in großer schwarzer Riesengestalt mit feurigen Augen und braust hinter ihm her, wie ein heulender Sturmwind, bis zur Antonius Säule an der Grenzscheide. Das ist wahr, wie Valentin dieser Knecht beschwören wird, aufs heilige Kreuz!“

Vater Heribert lächelte. „Vergönnt es mir, diesen Teufel herbeizuholen, der in eures Knechts Gehirn richtiger spukt, als in eurem Gemüthe. Guido von Suran! Was that euch Inemar von Sarmont euer friedlicher Nachbar? Warum sandtet ihr heimliche Späher aus mit zweideutigem Auftrag? Seht nur, ihr schleichend Beginnen machte sie den Fremden verdächtig, sonst ist die alte Burg wohl verwahrt genug gegen eure Gewalt, und Niemand von meines Burgherrn Reifigen hätte sich an ihnen vergriffen ohne Geheiß.“ Mit diesen Worten wandte der Mönch sich gegen die Thüre des Gemachs. Der riesige Achmet trat in den Kreis, er stellte sich dem erschrockenen Knecht gegenüber und blitzte ihn scharf an. Da fingen Valentins Gebeine an zu zittern, und er bezeugte hoch und theuer: das sey dieselbe Gestalt, welche ihm verfolgt habe. „Seht da,“ sagte Heribert, „euer Blendwerk, Herr Ritter! Aber ich will euer zweischneidig Schwert gegen euch kehren.“

Auf seinen Wink trat Robert der dritte Kundschafter Guidos hinein. Der stolze Ritter entfärbte sich, als dieser frei gestand, welcher ein Auftrag ihm von seinem Herrn geworden.

Nun erhob sich ein Chorherr aus Alby von seinem Sitze, und behauptete bek die Ansprüche des heiligen Moriz auf Inemars Güter.

„Ha!“ rief der König, „pfeist der Vogel da heraus? Gebt mir die Urkunde.“

Er las sie aufmerksam, und zeigte mit dem Finger auf die Stelle: „falls sich nicht ein Geheimniß vor meinem Tode offenbart.“ „Nun,“ sagte er gebieterisch: „da ist die Bedingung, die Enthüllung des Geheimnisses steht in des Ritters Macht. Er ist der Kirche nur nach Wohlgefallen verpflichtet. Aber sagt mir doch, warum vertretet ihr das Kapitel, ist der Dechant nicht erschienen?“

Der Prälat wurde verlegen. „Er ist krank, gnädiger Herr, ihm sind böse Dinge widerfahren.“

„Schweig mir mit euren Erdichtungen, sagte der zornige Fürst, am Ende hat ihn der Teufel auch berückt.“

„So ist es,“ entgegnete der Chorherr, und bog den Rücken; „er sahe ihn auf Suran zur Mitternachtstunde.“

Jetzt regte sich ein heimlich Geflüster unter der Geistlichkeit, der Oheim Inemars trat aus ihrer Mitte hervor. „Die edlen Herren von Sarmont“ sprach er feierlich, „ließen ihren Nachkommen ein Erbtheil, woran ihnen genügt, ohne auf Vermehrung durch gottloses Trachten sinnen zu dürfen. Wenn gleich ein Priester, so bin ich doch der nächste Blutsfreund des Verklagten, und die Bande der Verwandtschaft sollten mich dessen ungeachtet nicht abhalten, gegen ihn in dieser Sache aufzutreten, würde er schuldig befunden. Was ist dem Dechanten auf Suran widerfahren, spricht

ohne Schonung, damit die Bosheit ans Tageslicht komme!"

Guido erzählte als Augenzeuge, und vergaß auch der Hörner und Krallen nicht.

„Nun wohl,“ rief der König, den dieser Auftritt zu belustigen schien; „so schenken wir dir und dem Dechanten den Teufel mit dem Pferdefuß dazu. Aber was geht dies Alles den Sarmonter an?“

„Er hat ein fremdes Weib bei sich —“ antwortete Guido, „die — die euch oder den Pfaffen im Wege steht,“ unterbrach ihn der König. „Geht, geht, mit euren Märchen, wir kennen euch. Und das sollt ihr wissen, uns ist ein Blutstropfen des Tapferen lieber, als alle Klöster und Stifter im Reiche. Spart eure Fehdesucht, ihr sollt vollauf zu thun bekommen. Du aber, Mönch aus Tullus, folgest uns.“

Damit schritt er majestätisch mitten durch die Versammlung und begab sich in sein fürstlich Gemach. Die Vasallen der Krone trennten sich schweigend, Guido von Suran bestieg zähneknirschend sein Roß, und schwur: diesen Schimpf im Blute des Sarmonters zu rächen.

Unterdeß, daß Vater Heribert vor dem Gerichtshofe des Fürsten die Sache seines Freundes so glücklich verfocht, saß dieser in furchtbarer Geisteszerrüttung auf Burg Sarmont, und verwünschte sein Schicksal. Das räthselhafte des nächtlichen Ereignisses, und ein unglückliches Zusammentreffen sonderbarer Umstände hatten alle seine Gedanken auf die Meinung geleitet, daß er von denen ver-rathen und verfolgt werde, die sein innigstes Vertrauen genossen.

Die Ritter von Portevil und Balloufrou, deren sein Unglück in der That nahe ging, vernah-men nicht ohne Erstaunen von ihm die Begeg-nisse, welche ganz dazu geeignet waren, ihn in der Beurtheilung erprobter Freunde irre zu führen, und die wir jetzt aufklären müssen, um den Faden der Geschichte da wieder aufzunehmen, wo wir ihn am Ende des sechsten Abschnittes verließen.

Blasko de Manuza hatte im Einverständnisse mit Heribert, die unbedachtsame Rache Inemars von dem Stift zu Alby abzuleiten versprochen, und deshalb einen Plan erfunden, der, wenn er

geglückt wäre, allerdings der Erwartung entsprochen haben würde.

Man machte dem Ritter begreiflich, daß offene Gewalt und ein wirklicher Ueberfall des Stifts, ihn, den bis jetzt nur Verläumdeten, zum Verbrecher stempeln, und den Triumph seiner Feinde vollenden könnte. Wenn es dagegen möglich war, sich des Dechanten ohne Aufsehen zu bemächtigen, und von diesem ein Geständniß des ganzen schändlichen Plans zu erzwingen; so durfte man wenigstens hoffen, die Unschuld des Angeklagten durch den Widerruf eines bedeutenden Gegners darzutun. Inemar wollte nichts davon hören, er fand in diesem Anschläge etwas hinterlistiges, welches ihm eben deshalb unritterlich schien, und gebot ohne Weiteres seinen Reifigen, deren er in großer Eile fast gegen Hundert austrieb, sich zu einem Angriffe zu wappnen. Doch fand er für gut, das Ziel desselben für jetzt noch geheim zu halten.

Der schönen Flora waren diese Anstalten nicht entgangen, sie ahnete Schreckliches und bestürmte des Geliebten Herz mit Bitten und Thränen, um von ihm ein Vorhaben zu erfahren, welches ihrer Ruhe nicht gleichgültig seyn konnte. „Ach mein Inemar,“ sagte sie in rührender Bewegung zu ihm; „ich bin in deinem Lande, wo von jetzt an meine Heimat seyn sollte, so gar verlassen und verachtet, daß sich Niemand meines Kummers annehmen mag, den ich doch nicht allein tragen kann.

Siehe, seit meiner Ankunft auf diesem Boden, hat sich so viel Trauriges mit uns begeben, daß ich wohl glaube: es werde vorhin nicht immer so gewesen seyn. Sage mir, mein trauer Gemal, was bedeutet dein heimlicher Gram, und alle diese Zurüstungen, die auf Mord und Fehde deuten? Fatime hat mir gesagt, es sey dir große Unbild widerfahren, und der fremde Ritter aus Hispania schüre der Rache Blut in deinem Gemüthe an. O mein Inemar, folge ihm nicht, thue Barmherzigkeit an mir, und vertraue mir dein Leid, ich will dich trösten, ich will ein Schutzengel dir zur Seite stehn.“

Der Ritter vernahm nicht ohne Beklommenheit die Sprache des treuen ängstlichen Weibes. „Um deinetwillen,“ rief er wehmüthig aus; „um deinetwillen, meine Flora, muß ich also handeln. Forche nicht nach Dingen, welche dir zu wissen unnöthig und nicht dazu geeignet sind, von dir vernommen zu werden. Wisse aber, daß die Ehre eines fränkischen Edlen zu zart ist, als sie jedem Buben ungeahndet preiszugeben, und daß es außer dem zärtlichen Bande, welches uns umschlingt, noch ein anderes giebt, womit ich an Verhältnisse gefettet bin, die ich nicht aufgeben darf. Die Zeit ist da, wo ich es zeigen muß, deiner werth zu seyn, darum laß mich, und störe das Beginnen der Nothwehr gegen ruchlose Bosheit nicht.“

Flora hatte zuviel Ehrfurcht für das ernste Wort ihres Gemals, als daß sie es wagen durfte, noch weiter in ihn zu dringen, aber sie beschloß in ihrem Herzen, jede Gefahr mit ihm zu theilen.

Nach Inemars Willen hatte sich die Schaar der Reifigen und Knechte versammelt, und war des Winks zum Aufbruche gewärtig. Schon dunkelte der Abend, finstre Wolken umzogen den Horizont, und verkündigten eine schwarze schaurige Nacht. Da zogen sie alle aus, Blasko und Heribert voran mit dem Ritter, welcher ohne Schwert und Schild (nach des Königs Verbot) unter ihnen ritt. Und als sie hinab kamen ins Thal, nahe am See, den waldige Ufer umkränzen, da sahe man von fernher den leuchtenden Schimmer auf Suran, und Heribert muthmaaste sogleich, daß dort eine Zusammenkunft Guidos und seiner Gehülfsen seyn mögte. Er sandte ohne Vorwissen den schnellgewandten Achmet dahin, um davon Kundschaft einzuziehen. Auf welche Weise dieser, zu nicht geringem Schrecken der dort Versammelten den Auftrag ausgerichtet, ist schon erzählt worden.

Blasko hatte inzwischen, um das Vorhaben Inemars noch vor der möglichen Ausführung zu vereiteln und Achmets Rückkehr zuvor abzuwarten, dem schnelleren Fortrücken absichtlich Hindernisse in den Weg zu legen gewußt. Auf seinen Rath sollte der Ritter mit einigen Getreuen im Hinterhalt bleiben, während er versprach, die Schuld des ganzen Unter-

nehmens als ein Fremdling allein zu tragen. „So trift euch der Bann nicht,“ sagte er überredend, und mich wird er schwerlich finden. Bedenkt eure, und eures Weibes Zukunft!“ Diese Worte wirkten. Inemar blieb an der bezeichneten Stelle, und langsam bewegte sich der reisige Zug von neuem durch die Finsterniß.

Aber kaum war Blasko mit den Seinen einige hundert Schritte von dannen, da erschreckte sie plötzlich ein lauter Ausruf Inemars, und in dem Wahne, daß er hinterrücks überfallen sey, kehrten sie alle spornstreichs um. Sie kamen fast zugleich mit Colas und Lizard, die von einer andern Seite daher sprengten, auf dem Platze an, wo der Ritter im Faustkampfe mit einem Gegner war, der keinen Laut von sich gab.

Der Vater Heribert, welcher kurz zuvor dem Mohren entgegen ging, hatte das Gespräch jener Gäste von Suran behorcht, und sich während des unerwarteten Getümmels eilig durch das Gebüsch zu ihnen begeben, um sie zur Hülfe herbeizurufen, indem er selbst den Zusammenhang nicht zu enthüllen vermogte. Die schwärzeste Finsterniß ließ alle Gegenstände nur unsicher erkennen, und darum wußte in diesem verwirrten Streit Niemand von den Reisigen recht einen Gegner zu finden, Inemars Flüche allein führten sie zu der Stelle seines Kampfs. Da wähten die meisten in der nahen weißen Gestalt einen Geist zu sehen, sie gedachten des Gerüchts, wel-

ches sich seit dem Vermählungstage des Ritters überall heimlich verbreitet hatte, und sprengten mit Grausen davon. Alles dies war fast das Werk eines Augenblicks.

Vater Heribert, welcher die persönliche Stärke Inemars wohl kannte, und ihn überdies jetzt durch den Beistand der Herbeigerufenen gesichert wußte, sorgte dafür, daß die ohnmächtige Flora, welche von zärtlicher Besorgniß um den Geliebten getrieben, in des alten Hassans Begleitung insgeheim seine Spur verfolgt hatte, zurückgebracht wurde.

Dieser Greis war von dem Ritter, der in ihm bei seines Weibes unvermutheter Erscheinung einen Räuber erblickte, wüthend angefallen, und jener hatte, unvermögend der Jugendkraft zu widerstehen, und anfänglich seinen Herrn ebenfalls nicht erkennend, sich begnügt, ihn als einen vermeintlichen Strauchritter, so fest er nur konnte zu umschlingen.

So war nun durch Floras Dazwischenkunft der blutige Vorsatz Inemars, aber auch der feinere Plan seiner Freunde vereitelt worden, und außer einer unbedeutenden Verletzung, welche jener bei dem Kampfe davon getragen, kein weiteres Unglück geschehen. Desto schmerzhafter brannte eine Wunde in seinem Inneren; er rang mit dem fürchterlichen Gedanken, von Weib und Freunden verrathen zu seyn. Noch blutete die Wunde, welche seiner Unbescholtenheit der Herold des Königs am Vermählungstage im Weiseyn so vieler Edlen schlug, und

ihr Schmerz bestürmte ein tapferes Gemüth, das ehedem als die Krone der Ritterschaft hoch geachtet worden. Das ihm zweideutig scheinende Benehmen seiner Freunde; ihr Widersprechen seines Willens; das Ansehen, welches der Hispanier seit wenig Tagen behauptete; seine eigene Erniedrigung ohne Helm und Schild; das Zusammentreffen mit seinem Weibe zur nächtlichen Zeit an einem so abgelegenen Orte; der verdächtige Vertraute und Blascos absichtliches Zögern; die augenblickliche Abwesenheit Heriberts; die unvermuthete Ankunft der beiden bisherigen Freunde Guidos; das schnelle Davoneilen seiner Reifigen; die Flucht seines Weibes —, alles dies zusammengenommen, schuf in seinem Herzen einen Strom von Bewegungen, die sich gegenseitig durchkreuzend und zurückstoßend, nichts übrig ließen, als ein Chaos undurchdringlicher feindseliger Muthmaassungen, welche aufgeregt durch plößliche Zweifel an Allem was menschlich gut und edel genannt wird, die wilde Kraft zum Aeußersten trieben.

So ließ er sich gegen Lizard und Colas auf dem Wege nach Sarmont vernehmen; so wüthete er unter den Seinen daheim.

Der alte Mohr warf sich demüthig zu seines Herrn Füßen, und flehete um Vergebung wegen des unerhörten Mißverständnisses, welches ihn wider seinen Willen zum Kampf mit ihm verleitete. Inermar zerstieß ihm mit der eisernen Sohle den Schädel. Die Knechte wichen dem Rasenden aus, und

trugen heimlich den blutenden Greis hinweg, um den Anblick der kranken Gebieterin zu entziehen. Blasko und Heribert sahen mit Schauern, wohin dieser Zustand ihren Freund führen könnte.

Dazu kam noch, daß binnen wenig Tagen das Gericht des Königs eröffnet werden sollte, wohin Inemar zur Verantwortung geladen war; sein Ausbleiben mußte die nachtheiligsten Folgen haben, und gleichwohl schien es unmöglich, seine Gedanken jetzt auf diesen Gegenstand zu leiten, weil er ihren Anblick mied, und so oft sich ihm beide zu nähern versuchten, mit funkelnden Augen ihnen hastig den Rücken kehrte. Nach seinem Weibe fragte er gar nicht, nur der alte Burgvoigt allein durfte zu ihm kommen, aber er gebot ihm strenge, nichts zu sprechen, als worüber er von ihm ausdrücklich befragt werde.

So vergingen zwei trübe Tage auf Sarmont, die kranke Flora litt unendlich mehr, als der sich selbst täuschende Gemal, weil sie wähnte, all dies Unglück verursacht zu haben. Sie warf sich der treuen Fatime jammernd an die Brust und weinete unaufhörlich. „O, welche Schrecken sind einheimisch in diesem Lande,“ seufzete sie. „Welches Unheil ist über meine Liebe gekommen! Mein Inemar giebt mich auf, er ist hier auf der Burg, ich höre seine Stimme, aber nicht mehr die freundliche Stimme des Geliebten; es waren zornige dräuende Worte, die er zu seinen Vertrauten sprach. Und mich hat

er vergessen! O Fatime, führe mich zu ihm, führe mich zu ihm!"

„Ihr sollt ihn sehen,“ tröstete diese, „meine theure Gebieterin, in dem bräutlichen Schmuck sollet ihr euch dem Ritter zeigen; er ist krank, sehr krank — vielleicht mögt' er genesen. Es wird alles gut werden, vertraut nur dem ehrwürdigen Vater und Herrn Blaskos Klugheit.“

„Ach, sage mir nichts von dem Hispanier; seine Klugheit ist mein und Inemars Verderben; er ist's, den ich fürchte. Führte er nicht die Reifigen zu jenem Zuge hinaus, dessen Zweck mir noch bis jetzt ein furchtbares Geheimniß ist? Ach, laßt mich den Geliebten sehen ehe ich sterbe, ich, ich kann ihn heilen wenn er krank ist, ich muß seiner pflegen wenn er leidet.“

So bat und jammerte Flora, und sank erschöpft auf ihr Lager zurück. Da trat Heribert ins Gemach. „Edle Frau,“ sprach er, „ihr seid eines Fürsten Tochter, darum werdet nicht schwach und kleinmüthig. Ich verlasse diese Burg auf wenige Tage, ich ziehe für Inemar an des Königs Hof. Haltet euch stille; mit meiner Rückkehr wird Fried' und Freude wieder einkehren auf Sarmont. Traut auf Gott und die heil'ge Jungfrau, und betet nur fleißig, daß der Tag des Gerechten komme!“ damit gab er der Jagenden seinen Segen und verließ sie.

Guido von Suran zog aus Chartrés mit einem Herzen voller Gift und Galle, denn des Königes Hohn hatte ihn öffentlich als einen Verläumder und Lügner gebrandmarkt. Es war nun geschehen um seine Ritterehre und Ansehn, die Bande der Achtung, welche ihm den Rang unter seinen Standesgenossen sicherten, waren auf eine unerhört grausame Weise zerrissen. Der Bösewicht gedachte nicht daran, wie so wehe er dem arglosen Nachbar gethan, und welchen Nachtheil seine unverschämte Beschuldigung diesem bereitet hatte. Jetzt, so wähnte er, sei es an ihm, sich auf eine furchtbare Weise zu rächen, und er nahm sich nicht einmal die Zeit, mit gewohnter Vorsicht dabei zu Werke zu gehen.

Sein nächster Weg führte ihn nach Alby. Die Chorherren bewillkommneten den Verstimmten mit Jubel, und der Dechant empfing ihn über alle Maassen freundlich. „Wir wissen alles, was euch für Ungebühr widerfahren ist,“ sagte dieser zu ihm, „aber laßt das, laßt das. Der Sarmonter liefert sich uns selbst in die Hände. In St. Kilians Nacht ist er ausgezogen mit hundert Knechten zum Waldsee hinab, wo längst die Teufel ihre Tänze

halten, wie eine uralte Tradition behauptet, um vielleicht dort dem Argen ein Fest zu begehen. Aber die frommen Reifigen erschrafen heftig, als der Böse erschien, und zerstreueten sich, der eine hieher, der andere dorthin, und Sarmont ist nun von Bewaffneten leer. He! was meint ihr? Warum seht ihr uns so verächtlich an?"

Der Suraner sprach: „mit euren abgeschmackten Teufeleien kommt ihr nicht durch —; das sind eitel Seifenblasen, die an dem Harnisch der Vernunft in Luft zerstieben; oder mit stinkendem Dunst angefüllte Schwämme, die unter dem Fußtritt jedes Knaben zerplätzen, und umsonst ihren Rauch von sich blasen. Versprecht mir eure Lehnsleute für einen Tag oder zweien, und ich will die Sache ohne Weitläufigkeit ausfechten, dann könnt ihr meinethalben mir die Absolution im Voraus ertheilen, und mit euren Fabeleien als Hinterhalt nachrücken. Aber schnell muß das seyn, ehe der verrätherische Mönch aus Tullies von des Königs Hoflager zurückkehrt, dessen Nahme allein uns mehr zu schaffen macht, als alle Teufel, die ihr dem Sarmonter aufhaltet. Es ist Philipp de Mangis, ein Günstling Ludwigs, den ihr etwas freigebig den Heiligen nennt.“

Der Dechant erschraf. „Hilf St. Mauritius!“ rief er aus, „was sagt ihr? Dieser Philipp wäre der Mönch Heribert? Ja wohl, da habt ihr Recht, der ist zu fürchten, denn er weiß das Schwert und die Feder gleich gut zu handhaben. Aber man muß

ihm zuvorkommen; ist Inemar und sein Weib nur erst in unserer Gewalt, dann mag der Rittermönch Pönitenz thun in Tullas, wir werden das schon bei unserm gottseligen Bruder, dem Kloster-Abt, einleiten. Und verlaßt euch darauf, die Kirche segnet ein jeglich Beginnen so zu ihrem Nutzen unternommen wird. Burg Sarmont ist euer, so ihr diese erobert."

Guidos Miene erheiterte sich. „Und was fangen wir an mit dem Weibe Inemars?“ fragt' er launig.

„Die machen wir zur Himmelsbraut, wenn sie wirklich ein Frauenbild ist,“ antwortete der Dechant andächtig.

„Ei, ei, das läßt sich hören,“ nahm Guido wieder das Wort. „Aber da ist noch der Mohr, was wird diesem geschehen?“

Eine schnelle Röthe überlief des Dechanten Gesicht, und er zeigte schweigend zum Boden hinunter. „Ha, ich verstehe,“ sagte der Suraner; „ihr wollt ihn lehren, im finsternen Gesichter schneiden. Nun, wohl bekomm's ihm, und seinem Gesellen dazu! Aber jetzt macht Anstalten; mich treibts, dies Geschäft schnell abzuthun, morgen sollt ihr weiter hören von mir.“ Damit schied er von ihm.

Die Prälaten sahen dem Ungestimmen nach, und der Dechant sagte hämisch lächelnd: „Zwei für Einen, geliebte Herren; das ist ein köstlich Spiel, so man dabei den Rücken frei hält unter der Kirche

Schirmdach. Burg Sarmont ist nicht auszunehmen wie ein Vogelneſt, und der darin horſtet, iſt traun kein Zaunkönig. Herr Guido wird einen harten Stand haben, und wills Gott, ſich an den Thürmen ein wenig die Rippen zerſtoßen. Fällt er, dann gehört uns auch Suran, denn das liebe Mädchen darin verſorgen wir bei den frommen Schweſtern drüben in St. Ursula Garten. Nun, ſo geht denn, werther Bruder Theſaurarius und fertigt die Mahnung aus für unſern neuen Feldhauptmann, damit die Lehensleute ſich unter ihm verſammeln mögen.“

Als der fromme Dechant dieſe wohlgemeinten chriſtlichen Worte geſprochen, pflichteten ſie ihm alle einmüthig bei, und tranken manchen Becher auf das Gedeihen von Guidos Beginnen, und ſangen in großen Freuden: Sancte Maurici cum ſociis tuis; ſancte Maurici! protege nos! der Scholaſtikus aber lallete mit ſchwerer Zunge ſein Amen dazu.

10.

Der tapfere und hochgeſinnte Rittersmann Blaſko de Manuza fühlte die Abweſenheit Heriberts mehr als Alle, welche jetzt auf Burg Sarmont trauerten und an den furchtbaren Ereigniſſen dieſer Tage irgend einigen Antheil nahmen. Faſt ſtündlich mehr

ten sich sonderbare Gerüchte in der Umgegend von des Burgherrn Verhältnissen; sie gelangten zu den Ohren der Knechte, welche schon durch die plötzliche und unerhörte Veränderung in dem Wesen Inemars an ihm irre geworden waren, und um so leichter jetzt fremden Einflüsterungen Glauben beimaßen, als ihnen sämmtlich diese Begebenheiten dunkel und unergründlich schienen. So kam es, daß ihrer Viele einen Vorwand suchten, sich davon zu schleichen, und bald war das hohe gewaltige Schloß von allen Vertheidigern bis auf wenig erprobte Getreue verlassen, die von Kindheit auf das Brod des unglücklichen Ritters genossen hatten. Blaske hoffte von einer Stunde zur andern auf des Mönchs Wiederkunft, und wünschte nur mit Ehren einen Aufenthalt verlassen zu dürfen, der ihm, bei der Geringschätzung, die er jetzt erfahren mußte, unerträglich gewesen wäre, hätte ihn nicht sein Versprechen und Ritterpflicht zurückgehalten. Es entging ihm nicht, wie sehr er selbst von der holdseligen Flora verkannt würde, für deren Wohl er doch eigentlich gehandelt. Dennoch beschloß er, seiner Empfindlichkeit Herr zu bleiben, und nur allein seinem Herzen zu folgen. Er verrichtete selbst die Dienste eines gemeinen Knechts, und versicherte die Zugänge der Burg, wo es ihm nöthig schien, um sie gegen Ueberfall zu schützen.

Inemar brütete still vor sich hin, und nahm auf alles, was um ihn her vorging, keine Rücksicht. Man

sah ihn Tagelang in der Rüstkammer, seine einzige Beschäftigung war, sich dort wappnen zu lassen, und nach wenig Stunden den Harnisch wieder abzulegen.

So stand er einst im völligen Waffenschmuck, geziert mit dem nemlichen Helm und der Feldbinde, die ihm einst Muley zurück sandte, unter den Wipfeln seiner Vorfahren, und wog das mächtige Schwert in der Hand wie ein jugendlicher Held, der Großes zu beginnen gedenkt. Da öffneten sich die Flügeltüren des Saales und hineintrat die zärtliche Flora im bräutlichen Gewande, allein und herrlich wie eine Himmelsgestalt. Inemars Blicke wurzelten fest am Boden. „Inemar,“ lispelten die rosigten Lippen; „Inemar,“ tönt' es wie Engelslaut an sein Ohr. Er sah auf —, die Nebel des Wahnes verschwanden, ihm war es, als werde urplötzlich und wohlthätig eine hart und schmerzhaft gebundene Saite in seinem Haupte durchschnitten. Das Schwert entfiel seiner Hand; er löstete den blinkenden Helm, die dunklen Locken ringelten auf dem kräftigen Nacken. Flora schwankte auf ihn zu, und umschlang ihn wie ehemals in den Stunden des Glücks. Er duldete ihren Kuß —; er stammelte in höchster Bewegung ein zärtliches Wort. „Bist du wieder mein, o Trauter? Bist du wieder mein?“ sprach sie liebend und feurig, und küßte ihn heftiger. Lächelnd standen Colas und Lizard draußen, und vernahmen das süße Gefose. Sie waren vor we-

nig Stunden erschienen, und gerne bereit gewesen, auf Fatime's Wunsch die schöne Flora sicher zu geleiten, um beim Mißlingen dieser Probe, ein mögliches Unheil zu verhüten. Dieses Ritterdienstes bedurft' es zwar nicht mehr, aber der Augenblick nahete, wo ihr Beistand in anderer Art nöthig werden sollte.

Waffengeklirr erschreckte die Sicherer, unter Dampf und Flammen drang ein zahlreicher Haufe in die Burg über den Leichnam des edlen Nanuza und seiner Getreuen hinweg. Ein schwarz geharnischter Ritter ohne Wappenzeichen und Feldbinde, führte die Stürmenden an. Dieser war Guido von Suran. Die edlen Jünglinge von Portevil und Balloufrou stürzten dem Eindringenden entgegen. „Ha!“ rief der Führer der Schaar: „seid ihr es, vorlaute Knaben?“ Da erkannten sie den verkappten Bösewicht an der Stimme. Colas zog sein gutes Schwert, und wurde von Lizard treulich unterstützt. Der Gang auf dem sie fochten war schmal und schützte sie gegen das Umringen. Wohl mancher fiel da unter ihren Streichen, aber ihre Kräfte fingen schon an zu ermatten, als wild und zornig wie ein gereizter Leu der Ritter von Sarmont herbei kam. Er stürmte zwischen beide hindurch mit vorgehaltenem Schild, und schrie mit fürchterlicher Stimme: „wo ist der Verräther Guido von Suran? Herbei du Lügner, herbei!“

Und beide trafen zusammen in der Vorhalle. Die erklang von den mächtigen Hieben auf Eisen und

Stahl, und das Blut bespritzte ringsum die Pfeiler. Guido sank, und brüllte um Rache. Fechtend zog sich Inemar nach dem Eingange zurück, er vernahm das laute Wimmern seines Weibes von innen. „Auch dort,“ rief er wüthend aus, und sahe hinter sich, wie die fremden Knechte auf Leitern hinabstiegen. „Wohlan, meine Freunde, hier lasset uns ritterlich sterben,“ und mit diesen Worten drang er nebst den beiden Jünglingen hinein. Aber ach! der Edlen Tapferkeit unterlag der Menge. Zu Floras Füßen hauchten Lizard und Colas mit Wunden bedeckt, ihr Leben aus, nur Inemar kämpfte noch auf den Knien, denn er konnte sich nicht mehr aufrecht erhalten, weil eine Partisane ihm durch den Leib gedrungen war. Da vernahm er noch Edne wie eines Heerhorns; sein Auge sahe noch eh' es brach, die Flucht der Feinde, er ahnete Rettung für Flora, die er nur kürzlich erst wieder die Seine genannt hatte. Der Mönch aus Tullies stand vor ihm; die Feldzeichen des Königs schimmerten um ihn her. Er reichte dem verkannten Freunde die Hand, zeigte auf sein ohnmächtiges Weib und verschied.

Der gute Pater trocknete ihm den Todesschweiß von der blutigen Stirn, und sorgte für die Sicherheit der bedauernswürdigen Frau. Dann wandt' er sich zu des Königs Feldhauptmann, und sprach: „Ihr sehet, wie spät wir gekommen sind, mit Ehren, Botschaft und Fürstenhuld. Dieser edle Zweig ist nun dahin, ein Gifthauch zerstörte sein Leben,

ein Wetterstrahl tödtete den kräftigen Stamm, ein Sturm zerraupte die Blätter. Meldet das eurem Herrn, und laßt uns die Todten begraben.“

Der königliche Krieger stand theilnehmend neben dem Mönche. Er gebot die Burg zu reinigen von Leichen und Schutt, und der Flamme Einhalt zu thun. Alles wurde nach seinem Willen vollbracht, den Leichnam Guidos ließ er hinabstürzen in den Farn, der ihn gierig am Fuße des Felsen verschlang.

11.

Und auf des Mönchs Geheiß hob man die unglückliche Wittwe in eine Sänfte und brachte sie heimlich hinweg von dem Orte des Grausens zu den Nonnen von St. Elisabeth, wo sie sanft und still niedergesetzt wurde im Chor. Hier sammleten sich die frommen Schwestern in ihren weißen faltigen Ordensgewändern alle um sie her, und betrachteten die bleiche Engelsgestalt, die nicht ein Zeichen des Lebens verrieth, mit wehmüthiger Theilnahme an ihrem Geschick. Da rief die Glocke zur Vesper, und die melodischen Stimmen sangen den heiligen Lobgesang.

Diese Töne trafen der Tiefenschlummerten Ohr, und riefen den zitternden Funken ins Leben zurück. Sie erwachte und starrte die Erscheinungen an, sie

fühlte sich dem Jammer der Erde entrückt und währte in der Seligen Reihen zu seyn. Und als die Harmonien verhallten, und die schimmernden Kerzen auf Chor und Altären erloschen, führten die guten Nonnen sie in ein zierlich Gemach, wo des Erlders Bild mitleidig auf die Dulderin blickte. Die betagte Priorin aber nahm sich der Verlassenen mütterlich an, und lenkte ihr Herz zu Gott und seiner ewigen Verheißung, bis sich allgemach das ungeheure Weh ihrer Seele in sanfte Wehmuth aufsetzte, und ihre Schmerzen in stille Ergebung zertrannen.

Nach einigen Wochen erschien der Mönch aus Tullas bei ihr, welcher auch Beichtiger dieses Klosters war. Und da er sie ruhiger fand, als er geglaubt hatte; so hub er an von seinem Thun Rechenschaft zu geben, und wie der Monarch der Ehre Inemars öffentlich Gerechtigkeit widerfahren lassen, und stattliche Ersequien angeordnet, so daß keine Schmach auf seinem Gedächtniß hafte. Floras Gemüth war sehr bewegt bei dieser Erzählung, darum vermied der Pater sorgfältig, ihren Schmerz durch fernere Mittheilungen von Neuem zu mehren, und übergab ihr im Namen des Königs alles Besizthum ihres Gatten, worüber sie schalten möge nach Gutdünken.

Sie aber faßte des Redlichen Hand und sprach:
 „lehre mich, o Bote des Himmels, eine Genossin der Engel zu werden in Gottes Reich, wo unver-

gängliche Schätze sind, und mir das ewige Morgenroth aufgeht! O lehre mich dulden, hoffen und glauben an ein ewiges Leben des Friedens, wo nicht die Lästerung und der Mord die Herzen der Liebenden trennen, wo andere Güter sind, als der Erde vergängliche Herrlichkeit. Ich will hinfort nicht mehr seyn die ich war; diese verderblichen Reize mögen verblühen in der stillen Zelle, ein heilig Gewand umhülle den sündigen Leib, und was die Gnade des Fürsten mir darbietet, sei der Kirche versallen nach meines Inemars erstem Gelübde, damit seine Seele Ruhe finde.“

„Edle Frau,“ antwortete Heribert; „noch ist es nicht Zeit, von solchen Dingen zu reden, wiewohl ich eure Gottesfurcht höchlich verehere. Sammlet darum euer Gemüth und bittet die Heiligen, euch das Beste wählen zu lassen. Das Leben hat auch seine Rechte, und es ist immer nur eine unglückliche Stunde, die uns mit diesem entzweit. Ich werde wieder zusprechen um einige Monate, vielleicht ändert ihr solchen Entschluß. — Der Herr aber wird euch erleuchten nach seinem Willen!“

Flora änderte ihren frommen Vorsatz nicht. Sie gewöhnte sich an das stille friedliche Leben der guten Schwestern, unter denen sie so liebe reiche Trösterinnen gefunden; sie sahe an die Armut des Klosters und das einfache kleine Kirchlein daneben, und gedachte ein hochverdienstliches Werk zu stiften, wenn sie es erweiterte.

Da nun der Mönch nach seiner Zusage wieder erschien, entdeckte sie ihm ihr Vorhaben, und als er sich überzeugte, daß ihr Entschluß beharrlich sey, billigte er alles, was sie zu thun willens war.

Und an der nemlichen Stätte, wo ihre nächtliche Dazwischenkunft in dem Waldthal am See einst Inermars Trübsinn verursacht hatte, erhob sich nach ihrem Befehl eine reichbegabte Abtei mit einem hohen stattlichen Gotteshaus, das nannte sie ihrem Schutz, heiligen zu Ehren St. Florians-Münster, und wurde dessen erste Aebtissin. Dahin brachte man ihres Gatten Gebeine von Sarmont, und der edlen Jünglinge Lizard und Colas, die so ritterlich für sie in den Tod gegangen. Sie stiftete viel Seelmessen an ihrem Grabe, und verordnete ein ewiges Licht zu ihrem Gedächtniß, und theilte reichliche Almosen aus. Der Himmel belohnte ihre Tugenden durch die selige Gelegenheit, auch ihren Feinden Gutes thun zu können. Das geschah, als Therese von Suran, ein Spott der Welt, verlassen und dürstig zu ihrem Kloster kam, Sie vernahm das Bekenntniß der vormaligen Feindin, und vergab ihr von ganzem Herzen. Den treuen Achmet aber sandte sie wohlbeschenkt in seine Heimat zurück.

Noch manches Jahr verlebte sie in stiller Abgeschiedenheit, bis ein sanfter Tod sie von den irdischen Banden erlösete, und mit ihrem Ines-

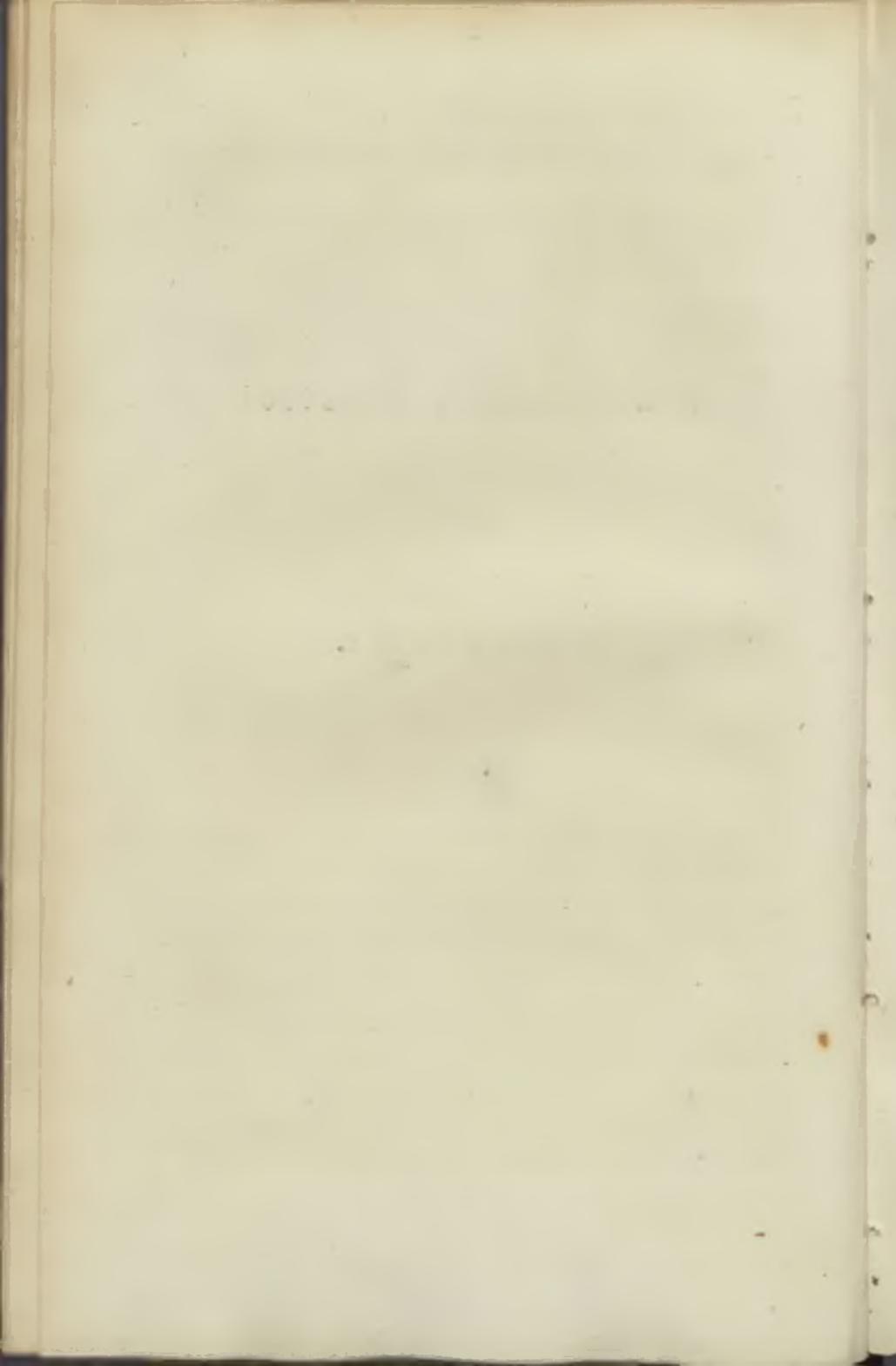
mar zu ungestörten Freuden auf immer vereinigte.

Jahrhunderte vergingen seitdem, die Zeit wagte an den ehrwürdigen Hallen, bis der Sinn für äußeres Kirchenthum zu wanken begann. Da zerfiel auch des heiligen Florians Münster, und was die Sage von diesen Ruinen Schauerliches erzählt, ist auf des letzten Sarmonters Ende gegründet.

Kindlichkeit, Zweifel

und

Zuversicht.



In der kleinen Kirche des armseligen Dörfchens, wo meine Eltern wohnten, war es mir so gemüthlich am Sonntage. Jedes Plätzchen darin wurde mir heimisch; ich kannte jeden Flitterkranz, den, zum wehmüthigen Gedächtniß meiner gestorbenen Gespielen, die weinenden Mütter hier aufgehängt hatten. Wenn ich dann des Sonnabends dem fleißigen Küster hülfreiche Hand leistete, den Staub von der Kanzel und dem einfachen Altare zu wischen und den Gesang zur Andacht des morgenden Sonntags an die schwarze Tafel zu bezeichnen: dann freute ich mich über dies Ehrenamt wie ein vielgelesener Autor; denn alle Bewohner meines Dörfchens wußten es, daß ich die zierlichen Buchstaben schrieb, welche ihnen am Sonntage die ersten Strophen des Liedes zeigten. Und wenn dann am Sonntag der Pfarrer der Mutter-Kirche kam, dann geleitete ich ihn bescheidenlich zu meinen Eltern hinauf, und eilte, früh auf dem kleinen Chor zu seyn und meine hellen Töne vor der ganzen Gemeinde bemerkbar zu machen. Darin bestand meine ganze Andacht.

2.

Mein Vater nahm mich einst mit in die Stadt. Er war ein frommer Mann und versäumte nicht leicht den öffentlichen Gottesdienst. Wir gingen zur Kirche. Hatte ich vorher auf dem Wege zur Stadt schon von fernher den hohen gothischen Thurm ehrfurchtvoll betrachtet, wie sehr wurde mein Erstaunen in seiner Nähe vermehrt! Es war ein kühnes majestätisches Denkmal der fernsten Zeit; man datirte die Erbauung dieser Kirche von der ersten Gründung des Christenthums in diesen Gegenden; keine Feuersbrunst hatte jemals ihr Inneres zerstört, selbst von der Partheiwuth in den Zeiten der Reformation wurde sie nicht der heiligen Denkmäler frommer Vorfahren beraubt. Wir traten an den Eingang zum Thurm. Als ich hier zu dem finsternen Gewölbe hinauf schaute und wieder hinunter blickte durch die eisernen Gitterstäbe zu meiner Rechten und Linken, und dahinter die Grabsteine gewahrte, auf denen die Verstorbenen in Lebensgröße, nach alter Sitte mit Mönchs- Gewand angethan, gebildet waren, und das alte bestaubte Gerippe mit Sense und Urne mich hohläugig und seelenlos anstierte — da summte das hohe Geläut über mir mit düster verhallenden

Tönen, und mich ergriff ein wundersames Gefühl. Und als ich nun eintrat in die Basilika, und sah den hoch gewölbten Dom und den Altar und hörte der Orgel wogende Töne — da lösete sich mein Gefühl in Thränen auf, ich nannte dies: Andacht.

3.

Und als ich älter geworden war, vergaß ich dieses Eindrucks niemals. Ein reicher Mann wurde begraben; er war ein Greis, und hatte in dem langen Zeitraum seines Lebens viel ertragen und viel gethan. Seine Hinterlassenen feierten sein Leichens-Begängniß mit großer Pracht. In der heimlichen Stunde der Mitternacht tönte der Glocken dumpfer Klang, und bei der Fackeln leuchtendem Scheine wallte langsam und feierlich der schwarz behangene Sarg nach der Gruft in der Kirche, welche nur matt erleuchtet war. Da machte die ungewöhnliche Zeit und die seltene Feier mich stiller, wie sonst meine Gewohnheit war; alle meine Sinne arbeiteten in tausend verschiedenen Richtungen einem einzigen Gefühle zu. Die alten Banner der Ritter, über dem gothischen Pfeiler befestigt, predigten mir, in den flatternden Resten der Fähnlein, die Vergangenheit einer edleren Vornwelt, und mein irrendes Auge weilte schüchtern an dem bestaubten Helm auf der eisernen Rüstung. Ein Gekreuzigter mitten in

der Kirche blickte mit dem Ausdruck des unnennbaren Jammers auf mich herab und die thränenlose Maria sprach in stummer Leblosigkeit ihr unendliches Leiden aus. Da zitterte der Tremulant der Orgel ein herzergreifendes Vorspiel und der Chor begann: „Jesus meine Zuversicht!“ In meiner Wehmuth nannte ich dies: Andacht.

4.

Es war der höchste Festtag meines Lebens, als ich zum ersten Mal zu des Herrn Nachtmal ging; aber meine Sinne feierten nur, was dem Geiste verschlossen blieb. Ein ehrwürdiger Priester begann mit langsamer eintöniger Sprache die Worte der Einsetzung. Als er sprach: „In der Nacht, da er verrathen ward“ — da riß mich das Mitleid und die herzliche Theilnahme zu dem heiligen Verrathenen hin. Ich würde dich nicht verrathen, mein Herr und mein Meister, der du dein Blut für mich vergossen hast! — so sprach es laut in meiner bewegten Seele, und mit Angst und Zittern empfing ich das Brod und den Kelch und gedachte der bedeutungsvollen Worte: „Wer unwürdig isset und trinket, der isset und trinket ihm selber das Gericht!“ ohne doch ihren Sinn zu verstehen. Ich gelobte dem Erlöser heiligen Sinn und göttliches Leben für und für und war versunken in Andacht.

5.

Einst hatte sich im Wahnsinn ein Sohn des Unglücks mit eigener Hand entleibt; der Anblick war mehr als gräßlich. Die erstorbenen Augen blickten starr und drohend mich an, sein Körper hatte sich in der letzten Todesangst vorwärts herüber gekrümmt und seine rechte Hand ballte sich krampfend gegen die weite klaffende Wunde in seiner linken Brust. Ich eilte davon, und als mich die Schreckensgestalt auch in mein einsames Lager verfolgte, da betete ich mit herzlicher Inbrunst zu Gott: er wolle mein Führer und Vater seyn durch die Irresale des Lebens und mich nicht lassen versinken in Schande und Verzweiflung! — Da wich das grauenvolle Bild aus meinem Gemüth und mich hatte die Andacht gestärkt.

6.

Und wenn ich dahin zog auf unbekanntem Wegen des Nachts, durch das schaurige Waldthal, in fernem unheimischen Gegenden, dann war ich nicht fremd und bange mehr; ich glaubte mich nicht allein auf dem Wege und mich stärkten und ermannten die

frommen Gesänge aus der Welt meiner kindlichen Unschuld. Und so sah ich in mondloser Finsterniß die Gluthströme des tobenden Aetna und so entzückte mich der Morgensonne Pracht, die aus den Wellen des Weltmeeres majestätisch empor stieg. Und wenn die unermessliche Ferne die leuchtenden Strahlen des Abendroths verschlang und die goldene Scheibe in die glänzenden Fluthen tauchte, dann hob sich mein kindlicher Blick wohl über die Sterne empor und ich betete in wortloser Andacht.

Das waren die Zeiten der himmlischen Unschuld, ich war eins mit mir selbst und glücklich mit meiner Erkenntniß.

7.

Da ward ich hinaus geworfen aus diesem Lande des inneren Friedens, auf die ungestüme Fahrt dieser Welt; ein unerfahrer Schiffer, unbekannt mit Strudel und Klippe, woran des Forschers Blick und die Vernunft der Weisen scheitert. Da vertraute ich dem Piloten, daß er mich geleitete durch dieses Meer von Unruhe und Zweifeln in den Hasen der Ueberzeugung, und folgte freudig dem leuchtenden Pharus. So hatte ich mir einen Gott erschaffen, von dem meine Kindheit nichts wußte. Ihm blieb mein Gebet verschlossen, zu ihm erhob sich das Herz nicht; sein Werk war nicht meine unsterbliche Seele; in seiner Erbarmung fand ich für mein Unglück kei-

nen Trost. Das Schicksal, der Zufall, die Nothwendigkeit, das eiserne Verhängniß waren die heiligen Namen des Bösen, dem ich die Unbefangtheit, den kindlichen Sinn, das Vertrauen und die feste Hoffnung geopfert hatte. Zuweilen schimmerte wohl durch diese unfruchtbare dunkle Wüste des Unglaubens eine abgesonderte Vorstellung von dem Urwesen des Universums, als dem höchsten Gebieter über Zeit, Verhängniß und Zufall; aber mein System gönnte ihm nicht Einwirkung zur Leitung meines Geschicks, ich hielt es für Thorheit, mein Herz zu ihm zu erheben. So stolz machte der Irrwahn mich noch in den Augenblicken, welche das Mißgeschick mit Trauer und Kummer umhüllte, daß ich wegen meines Daseyns der Allmacht trocken wollte. Ich glaubte nichts mehr, was nicht meine Sinne überzeugte; es ging so weit, daß ich die Untersuchungen des Verstandes verschmähte, weil ich am Verstande selbst zu zweifeln anfang. Damals eignete ich mir selbst den Namen und die Vollkommenheit eines starken Geistes zu; auch hielt ich jeden Andern dafür, welcher mit Anstand und Wiß die Religion persiflirte.

8.

Einmal erhob sich das Wüthen des Sturms im unruhigen Welt und schleuderte die himmelhohen Wo-

gen über das schäumende Felsenriff. Es war eine finstere traurige Herbstnacht; das Brüllen der empdröten See und die unaufhörlichen Regengüsse stimmten mein Gemüth, welches ohnehin schon längst in sich selbst keinen Frohsinn mehr fand, zum düstern Trübsinn herab. Da ergriff ich voll Unmuth ein Buch, um in mir Gedanken zu erregen, welche der Dumpsheit meines Geistes eine andere Richtung geben sollten. Und ich las mit steigender Aufmerksamkeit eine Seite hinunter, die ich zufällig aufschlug. Die Stelle lautete also: „Wenn Gott unsere Bedürfnisse kennt, so ist es sehr überflüssig, sie ihm täglich zu spezifiziren. Ist er gütig — und wer kann daran zweifeln — so wird er von selbst geneigt seyn, uns Wohlthaten zu erzeigen, ohne daß wir sie bei ihm betteln dürfen. Ist er gerecht, so muß er Jedem das Seinige, mithin das zukommen lassen, was zu seiner Existenz, zu seinem Wohlseyn erforderlich ist. Es ist also überflüssig, Gott an die Pflichten zu erinnern, welche seine Natur ihm auslegt.“ Siehe da, so rief ich keck aus, mein System in wenigen Worten und bis zur Evidenz in meinem Gemüth befestigt.

9.

Am folgenden Morgen, als der Sturm sich gelegt hatte und nur noch fliehende Wolken in dem

trüben Dunstkreise sich jagten, ging ich mit meinen Hausgenossen zum Strande, um zu sehen: ob die grausenvolle Nacht auf dem empörten Element auch Unglücksfälle veranlaßt hatte. Da gewahrte ich einen Hund, der ängstlich auf den Dünen hin und her lief, mit seinem Geheul die Luft erfüllte und seine ängstliche Wanderung immer auf's Neue begann. Dies machte uns aufmerksam, und wir näherten uns ihm. Er sah uns, ich möchte fast sagen, zweifelnd an und hörte nicht auf unsere Lockung. Wir folgten seinen Schritten und da erblickten wir in der Ferne die Trümmer eines gescheiterten Schiffes. Eine weiße Figur erregte unsere Aufmerksamkeit, und durch ein gutes Fernrohr erblickten wir eine weibliche Gestalt, fest in dem Tauwerk des gesunkenen Fahrzeuges verwickelt; ihr weißes Gewand schloß sich durchnäßt an den Körper, ihr langes aufgeldstes Haar flatterte in den Lüften, ihre Arme hatte sie hoch gen Himmel erhoben, als hätte sie um Hülfe und Erbarmen gerufen. Da zog der Hund durch seine Geberden uns zu einem andern Schauspiel hin; er stürzte sich bellend in die tobenden Fluthen und kehrte bald wieder zurück, indem er etwas Schwimmendes vor sich her trieb, welches endlich das Ufer erreichte und daselbst liegen blieb. Als wir, es zu betrachten, näher gingen, sahen wir einen holden Knaben, sieben oder acht Sommer mochte er verlebt haben, in blühender Jugendschöne vor uns liegen. Der Hund gestattete uns nicht,

den Körper zu berühren; er ertrug Schläge und Stöße, aber er beschützte aus aller Kraft den Leichnam des Kindes. Solche Anhänglichkeit! Solche Treue! Solche Dankbarkeit! Solche Liebe! — Ach — es mochte wohl die verzweifelnde Mutter seyn, welche im namenlosen Jammer mit den zum Himmel gehobenen Händen verschied!

So ist denn, dachte ich bei mir, so ist denn die Liebe stärker als die Schrecken des Todes, unter welcher Gestalt sie erscheine! Liebe und Treue! zu welchen Eigenschaften der Welten soll ich euch stellen? Kann dieses Gefühl von dem Urquell alles Lebens seinen Geschöpfen in diesem Maaße mitgetheilt worden seyn, wie unendlich muß es in ihm selbst wohnen! — Der Gedanke beschäftigte mich unaufhörlich; er gab mir einen Leitfaden in dem Labyrinth meiner Vorstellungsart; ich fing an, menschlich zu fühlen. — Und so wandelte ich oft dem Meeres Ufer zu, als schon längst das gescheiterte Schiff und die Unglückliche von den Wellen wieder verschlungen war. Da wagte ich ein frevelndes Tadeln in Gottes weise Regierung; ich konnte das schreckliche Ende dieser unglücklichen Mutter der liebenden Allmacht nicht vergeben, und es erfüllte mich mit Bitterkeit, daß hier Gott nicht als Retter erschien, wo zwei schwache Wesen hilflos beteten und hilflos — untergingen.

10.

Unter finsternen Zweifeln ging mehr als die Hälfte meines Lebens dahin; kein leitend Gestirn hatte mich aus dem Labyrinth meiner metaphysischen Speculationen gerettet. Da ergriff mich fern, fern vom Vaterlande einst das Zauberbild meiner Kindheit im lieblichen Traum:

Denn Träume sind ein Wehen von der Heimath,
Die Nacht ist Sonnenglanz dem inn'ren Auge!
Und ich sah' mich im Kreise der Jugend, Gespielen
und nahm Theil an ihren unschuldigen Freuden; ich
war ein Kind im Traume, ach! und war glücklich
in dieser kindlichen Täuschung. Und als ich erwachte,
da sprach ich: „Wohlan, ich will mich aufmachen
und zu meinem Vater gehen.“ Und da schied ich
eilig von Allem, was meine Seele mit Lasten und
Kummer gedrückt hatte, und der Entschluß reifte
zur That; ich eilte von hinnen, der friedlichen
Heimath entgegen.

11.

Und es war Abend geworden; da gewahrte ich
das friedliche Dörfchen im Thale, des Thurmes ein:

faches Kreuz ragte hoch über die dichtbelaubten Linden empor, unter denen ich als Kind mit Kindern gespielt hatte. Nicht fern davon sah ich meines väterlichen Hauses Dach; eine wehmüthige Lust durchzitterte mich. Ich gedachte an Mathissons Lied, und ich fühlte, wie wahr und innig es auf meinen Zustand gesagt war:

Du suchst auf fernem Boden
Des Friedens dunkle Spur;
Betrog'ner! Ach, sein Odem
Umweht die Kindheit nur.

Da ahnete ich des Wiederseh'n's Freuden, aber ich widerstand jetzt noch diesem Gefühl: es war spät und ich fürchtete, meinen greisen Vater nicht mehr unter den Lebenden zu finden, oder ihn und die Mutter durch mein schnelles Erscheinen zu erschrecken. Und das Geläut im Dorf verkündete mir des kommenden Sonntags Feier, als die Sonne sich hinter den Felsrücken, ich mich in Träumen und Sehnen verlor.

12.

Und der Sonne erster Strahl rief mich hinaus auf die Flur. Der leise Athem des Morgens schuf auf den Kornfeldern Wellen, die vollen Aehren küßten sich wiegend. Die Lerche jubelte hoch in der Luft und rief den Wanderer zur Freude wach. Da

wurde mir so wunderseltzam um's Herz, es senkte sich die Ahnung des wiederkehrenden Friedens in mein Gemüth. — Ich betrat das Dörfchen, die Wiege meiner glücklichen Kindheit. Das Geläut der Kirche rief die Bewohner eben zur Früh-Andacht. Unkenntlich durch eine lange Abwesenheit hatte ich mich Niemanden entdeckt, und ich kannte auch Keinen mehr; aber mancher Baum grünte noch, den ich fröhlich als einen Bekannten früherer Zeit wieder erblickte. Da schritt im Feierkleide ein stattlicher Greis über den Kirchhof, eine gebückte Greisin wankte ihm, nach der Vorzeit Weise geschmückt, zur Seite — das waren meine Eltern. Ich barg mich hinter den Lindenbaum und sah ihnen wehmüthig nach; meine Augen wurden naß. Die Weihe der Andacht ergriff mich wieder.

13.

Der Hall der Glocken verstummte, ein feierlicher kunstloser Gesang begann in der Kirche. Ach, es war der alte Choral, womit seit undenklicher Zeit in allen Kirchen meines Glaubens die Feier des Sonntags beginnt; in seiner ernsten Melodie erklangen die harmonischen Töne meiner Jugend-Gefühle in mir; sie bildeten sich in süße schmerzliche Bilder und diese Bilder wurden Gestalten. Ich war ein Kind geworden im Gemüth: mein unstäter

Geist hatte den Zirkel durchlaufen und fand sich da wieder, von wo er ausging. — So lobte ich den Schöpfer heimlich in meinem Herzen, als ich während der Strophe: „Wohl uns, daß du regierest!“ über die Schwelle zur Kirchthür eintrat.

14.

Ich hatte mich hinter einen Pfeiler gestellt, und sah von meinem Standpunkt aus dem Gottesdienst zu. Der nämliche Geistliche aus den Jahren meiner Kindheit, jetzt ein Greis, bestieg die Kanzel, und sprach von dem, was der Menschheit Heiligstes ist: von dem Glauben an die Unsterblichkeit. — Sein Vortrag gründete sich auf keine eigene Spekulation, und schloß sich auch an kein anderes System an, aber er redete klar und durchdringend; die eigene feste Ueberzeugung des Greises ergriff das Gemüth des Hörers. Und sein Trost, seine tröstliche Hoffnung des besseren Lebens, wurde durch die heitere zuversichtliche Miene, mit welcher er weissagend von seinem eigenen seligen Ende redete, den Herzen seiner Gemeinde mitgetheilt. Da näherte ich mich unwillkürlich, und trat etwas weiter in dem breiten Gange hervor. Und mein Auge begegnete meiner Mutter; sie erkannte ihr verlornes Kind und sank ohnmächtig nieder. Das gab Geräusch in der Versammlung, die Predigt wurde schnell geendigt; der

Geistliche und viele Freunde eilten dem alten Vater zu Hülfe, der die treue Gefährtin seines Lebens bleich in seinen zitternden Armen hielt.

15.

Und ihr Geist ging dahin. Sie war der Freude erlegen, welche das irdische Wiedersehn ihr unvermuthet bereitet hatte, um mit dem Gedanken an mich das himmlische Leben der Gerechten zu beginnen. Noch ehe sie beerdigt war, saß ich schon am Sterbebette des Vaters. Der Tod meiner Mutter hatte ihn gewaltsam erschüttert; das Licht seines Lebens erlosch, und ich war allein auf der Welt. Mein Traum hatte nicht gelogen, ich wurde gemahnt durch ihn, nach der Heimath zu eilen, um den Glauben an das Höchste zu erben.

16.

Seitdem bin ich eins mit mir selbst. Und als ich den letzten Jugendfreund aus der Mitte seiner Kinder sterben sah, da sprach ich mit voller redlicher Ueberzeugung also:

Des Frommen letztes Ende anzusehen,

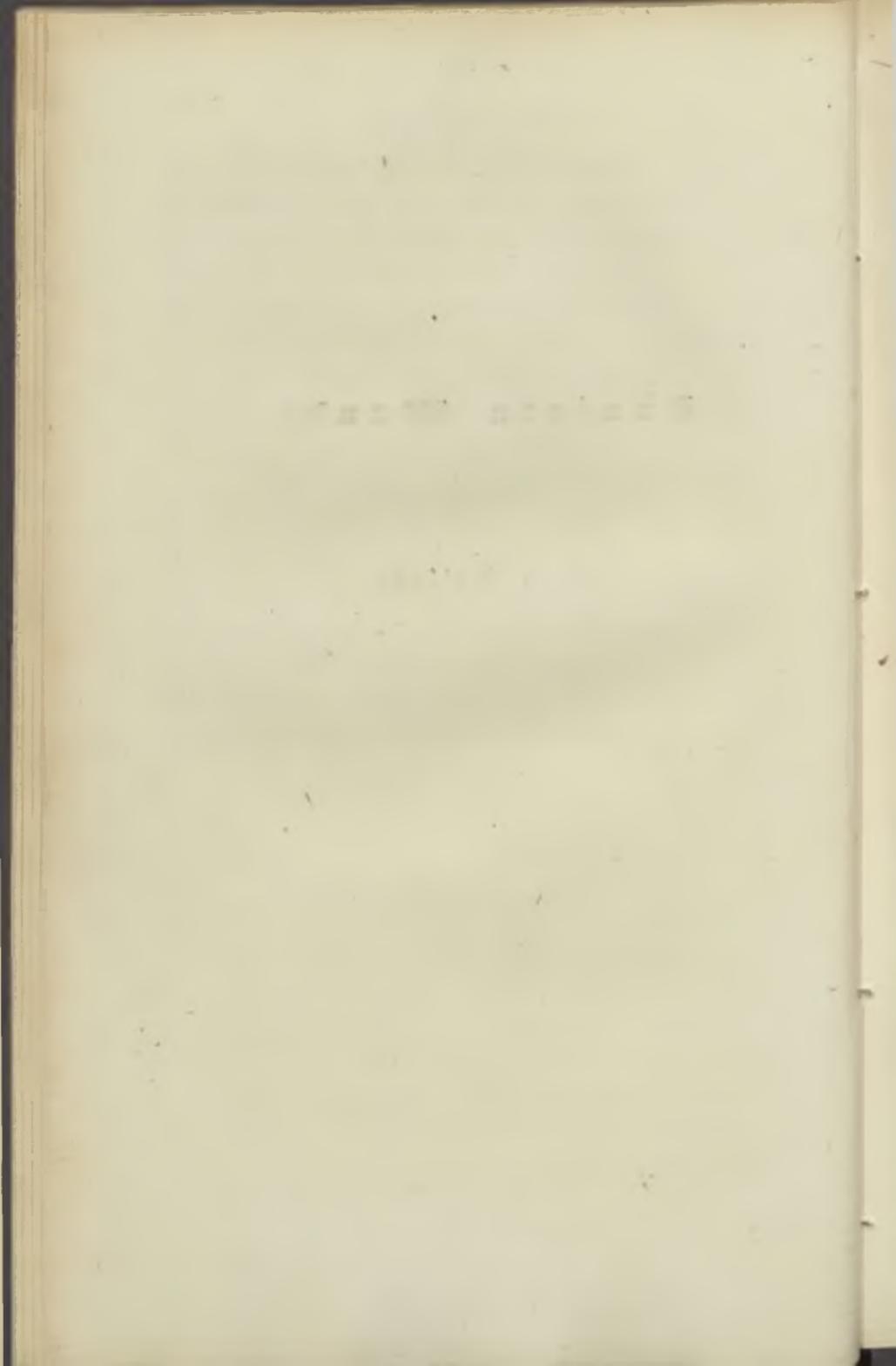
Ist heil' ger Trost für jedes reine Herz;

Die ew'ge Freude kämpft mit kurzem Schmerz —

Bis Engel siegend mit der Palme wehen.
 Zur Gattin spricht er: „Weine, weine nicht!
 Ich werde dich, du wirst mich wiedersehen:
 Wenn dir das thränenschwere Auge bricht,
 Dann sollst du mit mir zu dem Vater gehen;
 Der nimmt uns liebeich auf, ich führe in den Mitten
 Der sel'gen Geister dich zu Edens Hütten.“
 Und seine Hände streckt er segnend aus,
 Und legt sie auf die bald verwais'ten Kleinen;
 „Ihr müßt“ spricht er, „nicht um den Vater weinen!
 Er stirbt ja nicht, er reiset nur voraus,
 Und bauet euch ein unverwüstlich Haus;
 Dort sollt ihr euch mit mir und mit der Mutter einen.“
 Noch eine Schmerzes; Thräne sammelt sich
 In dem verklärten Blicke auf die Seinen:
 Die letzte Sorge muß er noch verweinen,
 Bevor das Lied der ew'gen Freude wick.

Königin Wanda.

Eine Ballade.



Es wälzt die düstern Wogen
der Weichselstrom mit Macht,
und kömmt daher gezogen,
ein Riese in der Nacht,
wenn mild die Sterne funkeln,
wenn Wolken sie umdunkeln,
und gleitet stolz daher
den weiten Weg in's Meer.

Dann hört man auf den Matten
ein seltsam Flüstern weh'n
und sieht, wie graue Schatten
aus alten Gräbern geh'n.

Sie ziehn im luft'gen Schweben
hinab zum Strom, und heben
an seiner Ufer Lauf,
die Hände klagend auf.

Und aus den Wassern steigt
alsbald, wie helles Licht,
ein Frauenbild, und zeigt
sein rosig Angesicht.

Ein silberschimmernd Nieder
 bedeckt die zarten Glieder;
 im goldnen Ringelhaar
 glänzt eine Perle klar.

Die wilden Fluten säumen,
 wo dieses Bild erscheint,
 als sey der Tiefe Schäumen
 zu Leid und Weh vereint;
 bis Dreimal, schmerzdurchdrungen:
 „Die Braut ist dein!“ erklingen:
 es Dreimal noch erblinzt,
 und dann hinuntersinkt.

Was soll der Ruf und Klagen
 und dieses Nachtgesicht?
 Das steht im Buch der Sagen;
 ein schauerlich Gedicht
 von holder Augen Strahlen,
 von heisser Liebe Qualen,
 von Leid und bitterer Reu
 ob vielgefränkter Treu.

Dort lagern noch, vom Schimmer
 des bleichen Monds erhellt,
 die moosbedeckten Trümmer
 aus längst entschlafner Welt;
 die alten wüsten Thürme,
 ein Spiel der Zeit und Stürme —

sie schauen ernst hinab
in's düstre Wellengrab.

Wohl hat der Väter Sinnen
viel Hohes ausgedacht!
Sie wölbten ihre Zinnen
mit gothisch, kühner Pracht;
der Zukunft zu vermelden:
„Hier hauseten die Helden
in ritterlicher Zier,
mit Kraft und Ruhmbegier!“

Doch waren sie nicht minder
dem Liebeszauber hold,
und flehten schöne Kinder
um süßen Minnesold.

Kein winselnd zärtlich Schmachten
verrieth ihr edles Trachten;
oft machten Lanz' und Schwert
sie ihren Damen werth.

Was hallen dort die Klänge
im lauten vollen Chor?
Was zieht dort ein Gedränge
zur Königsburg empor?

Wohlan, das will ich sagen;
die Harfe will ich schlagen;
ein Ton, wie Geisterwehn,
soll durch die Saiten gehn!

Es öffnen sich die Hallen
zum fürstlichen Gemach,
und edle Knappen wallen
den hohen Rittern nach.

Sie treten ein, und schweigend,
die Helmeszierden neigend,
stellt sich die stolze Schaar
zu beiden Seiten dar.

Und auf die Heldensohne
blickt eine Königin
in jugendlicher Schöne
und holder Anmuth hin.

Sie sitzt auf ihrem Throne,
mit Scepter und mit Krone;
und durch des Goldes Glanz
schlingt sich ein Myrthenkranz.

Die seid'nen Locken wiegen,
als wollten sie in Lust
an Liebliches sich schmiegen,
sich auf der Schwanenbrust.

Ein schneeweiß zart Gewebe
(daß sich der Purpur hebe,
der wallend sie umfließt)
den schlanken Leib umschließt.

Und männiglich entzückt
der Reize Wunderschein.

Da schreiten hoch geschmücket
 drei Männer langsam ein,
 von fremder Art und Sitte,
 bis vor des Thrones Mitte,
 Und eines Redners Mund
 thut knieend dieses kund:

„O Fürstinn ohne Gleichen
 in dem Sarmatenland!
 Uns hat aus fernen Reichen
 Prinz Kutigar gesandt.

Ihm ist das Herz entglommen,
 da er dein Lob vernommen.
 Ein Jüngling tugendlich,
 du Schönste wirbt um dich.

So wollest du in Ehren
 und adelichem Sinn,
 geruhen dem Begehren,
 o Herzensherrscherinn!

Kannst du dich gütig zeigen;
 macht ihn ein Wort dir eigen
 zum zärtlichen Gemahl,
 aus freier Liebeswahl.“

So sprach der Abgesandte
 nach treuer Diener Pflicht;
 doch die Gefährten kannte
 das Auge Wanda's nicht.

Ein Jüngling stand daneben
 in Kraft und frischem Leben,
 und eine Rosenfluth
 färbt seiner Wangen Blut.

Mit Blicken, stolz und offen,
 sieht ihn die Fürstin an.
 Da wird er stracks betroffen,
 der edle junge Mann,
 als hätt' er sich vermessen
 und Rang und Stand vergessen,
 da er zur Königsbraut
 so kühnlich hingeschaut.

O Liebe, süß Erbangen!
 Wo öffnet sich dein Quell?
 Du nimmst sie All' gefangen;
 dir ist kein Pfeil zu schnell;
 er muß mit seinen Schwingen
 das stolze Herz durchdringen.
 Bei Dir gilt gleiches Recht
 Der Fürstin und dem Knecht! —

Was ihm die Blut gewoben
 und durch die Wangen bricht,
 als er den Blick erhoben
 zu Wanda's Angesicht:
 das seh' ich still erglühen,
 und bleichen und erblühen,

da sich ihr Busen hebt
und sanft ihr Inn'res bebt.

Es lehrt dem Rosenmunde
den kränkenden Bescheid:
„Gebt eurem Herrn die Kunde:
„der Minne ziemt ein Leid.
„Die Jungfrau hat gewählt,
„der Myrthe sich vermählet,
„bis Lieb' und Tod sich sehn —
„Mag er dies Wort verstehn!“

Er hat es wohl verstanden,
der edle Rutigar,
und ruft aus seinen Landen
der Kämpen wack're Schaar.
Ihm ist das Loos erkohren,
wie es die Braut geschworen:
Nur Helden ziemt ein Thron
und treuer Minne Lohn!

In seiner Krieger Mitte,
bei Schild, und Schwertesklang,
nach alter Vätersitte,
zieht er den Strom entlang.
Die Morgensterne *) blinken,
die Feldpaniere winken,

*) Eine mit eisernen Stacheln versehene Streitkolbe.

Der Burgwart lugt ins Thal
und kündigt ihre Zahl.

Wach auf, aus süßen Träumen,
du stolze Königin!
Hier gilt nicht Ruh'n noch Säumen,
nicht schänd'ge Art und Sinn:
Der Freier will es wagen,
nach Lieb' und Tod zu fragen;
auf stahlbedecktem Ross
umreitet er das Schloß.

O Paladin! bethört
hat dich ein falscher Schmerz;
dein kühnes Werben stört
ein still versagtes Herz.
Nur einem konnt' im Leben
es liebend sich ergeben,
in tief verschloss'ner Brust,
dem Buhlen unbewußt!

Laß fahren hin, laß rinnen
ein nicht beschieden Theil!
Was suchet dein Beginnen
im fremden Weh ein Heil?
Hörst du die Wasser rauschen?
Siehst du die Wellen tauschen?
In ihrer Tiefe Lauf
hält sie kein Schelten auf.

Die Demanttropfen hängen,
mit Himmelsdust gepaart,
im Morgenthau gefangen,
an Blüthen mancher Art.

Die Abendlüfte kosen
mit Lilien und Rosen;
von ihrem Hauch begrüßt,
sich still das Weilchen schließt.

Das Herz von Pein getroffen,
zieht gern zur Welt hinaus,
und sucht im seel'gen Hoffen,
ein stilles Friedenshaus;
und weilt auf Lustgebilden
in süßen Wahngewilden,
dem Kummer nicht verwandt,
der Sehnsucht wohl bekannt. —

O still mit Klang und Wassen,
eh' dieser Zauber stirbt!
Was willst du dir erschaffen,
wenn Schwert und Harnisch wirbt?
Magst um die Braut wohl ringen;
doch Liebe nicht erzwingen,
lockt Täuschung dich herbei:
denn ihre Wahl ist frei!

Die Königin erschauet
von ihrem hohen Schloß,

da kaum der Morgen grauet,
 den Reiter und das Roß,
 und Heergeräth und Wagen,
 und sieht ein Lager schlagen,
 wo fremde Banner wehn
 und weiße Zelte stehn.

„Den Reiter nehmt gefangen!“
 Die hohe Jungfrau spricht,
 mit schnell erglühten Wangen
 im holden Angesicht.

Stracks öff'nen sich die Pforten;
 zu thun nach ihren Worten,
 umringt die wilde Schaar
 den edlen Rutigar.

Sie schaut hinab von oben,
 zur Milde nicht bereit,
 und hört die Kämpfer toben
 im ungleich harten Streit.

Die Schläge furchtbar schallen,
 viel Knechte sind gefallen; —
 ein fürstlich Wappenbild
 glänzt von des Reiters Schild.

Fahr' fort mit deinen Streichen,
 du ritterlicher Leu!
 Die Feinde müssen weichen,
 bleibt nur dein Schwert dir treu.

O weh! auf Stahl und Eisen
 soll es die Probe weisen,
 wenn es, von Kraft geschnelle
 laut schmetternd niederfällt.

In Lüften hör' ich Schwirren,
 sein Wüthen, links und rechts;
 und Helm und Panzer klirren
 im Tosen des Gefechts.

Da muß es jach zersplittern
 auf Helm und Eisengittern —
 Der Rämpe bleicht und schwankt,
 das edle Streitroß wankt! —

O sieh der rothen Fluthen
 aus Todeswunden viel! —

Soll hier sein Herz verbluten
 am heiß, ersehnten Ziel?

Was trieb ihn aus der Ferne,
 beim Dämmerlicht der Sterne,
 mit furchtlos kühnem Sinn,
 zur Schlossesnähe hin?

Daß hieß ihn Liebe wagen
 auf räthselhaftes Wort! —
 der Jüngling liegt erschlagen
 am unheilvollen Ort.

Die Sterne sind gezogen
 vom blauen Himmelsbogen;

des Frühroths erster Strahl
glänzt um das Weichselthal;

Und schimmert auf dem Dache
und um der Hofburg Thor: —
da tritt aus dem Gemache
die Königin hervor,
im silberweißen Kleide,
im güldenen Geschmeide,
die Krone auf dem Haupt,
mit Myrthen grün durchlaubt.

„Laßt mich den Todten sehen,
der dieses Wappen führt;“ —
So spricht sie, und es stehen
im Kreise, mild gerührt,
die Ritter und die Frauen,
in Mitleid anzuschauen
den Helden, starr und kalt,
in blasser Blutgestalt.

Du hast den Kampf geboten:
nun reuet es dich schier!
Was treibt dich zu dem Todten
mit lüfterner Begier?

Er hat um Dich geworben,
ist um die Braut gestorben,
wie es dein Wort verhieß,
als ihn sein Schwert verließ.

Es zog mit süßen Banden
ihn her beim Morgenlicht;
und seine Blicke fanden
dein holdes Angesicht.

Er sah in jenen Hallen
die Herzerkohl'ne wallen,
den deutungsvollen Kranz
im Gold, und Perlenglanz.

„Die Braut ist mein!“ so ahnet
sein ritterlich Gemüth;
und der Gedanke mahnet
das fürstliche Geblüt.

Die Braut will er verdienen;
die Myrthen sollen grünen
da Lieb und Tod sich sehn —
So ist es nun geschehn! —

Legt ihn der Braut zu Füßen;
hebt ihn von seinem Schild!

Sie wird es still begrüßen,
Das bleiche Heldenbild. — —

O Herz, willst du nun brechen?
Kannst du den Namen sprechen?
Du rosenrother Mund,
was thut dein Beben kund?

Es zittern ihre Glieder —
das Auge starrt und weint;

die Thräne perlet nieder,
mit keinem Laut vereint. —

O still, du Selbstverklagen —
du seelentödtend Nagen!

Er ist's, der, unerkant,
einst bei dem Boten stand.

Ihn hatte sie erwählet
in tief verschloß'ner Brust;
ihr Herz war ihm vermählet,
dem Buhlen unberuht.

Dem galt ihr zärtlich Schmachten,
ihr Sehnen und ihr Trachten,
als sie auf ihrem Thron
verschmäht den Fürstensohn.

Nur einmal kann sie lieben;
nur Eins hat sie begehrt!
Was ist ihr noch geblieben
von dieses Lebens Werth?

Was kann sie ferner meinen,
als inniges Vereinen?

Des Wahnsinns dunkle Nacht
Hat ihr den Tod gebracht.

Sie sucht ihn in den Fluthen,
die ernst vorüberziehn —
Da löschen sich die Gluthen:
da wird ihr Ruh verliehn!

Es lockt sie, wie mit Tönen
 von Liebesruf und Stöhnen;
 wie letzter Seufzerlaut:
 „Sey mein, du süße Braut!“

Ihr Krieger, zieht in Frieden;
 brecht schnell das Lager ab!
 Der Streit ist schon entschieden;
 den Fürsten deckt ein Grab.

Dort, wo die Wasser rauschen,
 wo sich die Wellen tauschen,
 wo mild das Ufer grünt,
 ist all' sein Leid versühnt.

Nun muß es nächtlich blinken
 wenn es empor gewallt,
 und still hinunter sinken,
 bis Dreimal es verhallt;
 bis Dreimal Schmerzdurchdrungen:
 „Die Braut ist dein!“ erklingen,
 und sich ein Schatten hebt,
 der still herüber schwebt.

Was mag sie dennoch trennen,
 die Seelen, nahverwandt
 im schmerzlichen Erkennen,
 am hohen Uferrand?

Was zieht sie aus der Ferne,
 beim Dämmerlicht der Sterne,

allnächtlich an den Ort
aus ihren Gräbern fort?

Das ist verscherztes Lieben,
zu später Neu gespart! —
Die Sehnsucht ist geblieben,
mit süßem Weh gepaart.
Was im Gemüth entflammet,
ist Ird'schem nicht entflammet,
zum Welken und Verblühen —
Fort muß der Funke glühen!

S l a w t n a.

Eine Ballade.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

PHYSICS DEPARTMENT

Auf des Moores schwarzen Gründen,
wo die alten Steine grau'n,
ist ein Hügel weit zu schau'n.

Faulende Gewässer winden
sich in bodenlosen Schlünden
um ihn her, und schaurig künden
Trümmer an des Ufers Rand
frühes Werk von Menschenhand.

Da hat einst, mit stolzem Prangen
sich in Glanz und Majestät
eine Fürstenburg erhöh't.

Hoher Kerzen Schimmer drangen
durch die Nacht, und jubelnd schwangen,
wenn der Harfe Saiten klangen,
die Szupane den Pokal
in dem hochgewölbten Saal.

Kruko thürmte diese Zinnen,
vor entschwundner Jahre Lauf,
zu Slawina's Ehren auf.
Ihre Liebe zu gewinnen,

war sein eiteles Beginnen; —
 Nimmer mochte sie ihn minnen,
 denn des strengen Vaters Hand
 knüpfte dieses Eheband.

Quantibor, ein Fürst der Wenden
 aus dem alten Königsstamm,
 war dem eignen Volke gram.
 Aufruhr tobt an allen Enden;
 und der Polen Herrscher senden,
 sein Verderben zu vollenden,
 zu dem wilden blut'gen Strauß
 ihre Reiterschaaren aus.

Kruko, den Geschlechtsverwandten,
 der, vom wilden Belt umbraus't,
 auf der heil'gen Insel haust,
 wo die Götzen Opfer brannten,
 dessen Macht die Feinde kannten,
 suchen seine Abgesandten,
 Hülfe heischend, nah' und fern,
 mit dem Auftrag ihres Herrn.

Und der Krole läßt ihm künden:
 „Wohl, es sey! Ich bin bereit,
 dir zu helfen in dem Streit.
 In mir darfst den Freund du finden:
 doch soll ich mich dir verbünden,
 mußt du baar seyn früher Sünden —

Wende dich von Rom's Altar
zu der alten Götterschaar!“

„Und dann schwöre mir daneben,
daß du, sonder Rath und Wahl,
mir zum fürstlichen Gemal,
ohne Wort und Widerstreben,
deiner Tochter Hand wollst geben,
sie auf meinen Thron zu heben. —
Beistand, so du dies erfüllst;
Fehde — so du anders willst!“

Zu des Vaters Herzen schallen
diese Worte fürchterlich; —
doch sein Stolz entscheidet sich:
„Wohl! Zum Opfer will ich wallen
in der alten Götter Hallen,
von dem Throne nicht zu fallen;
nicht zu dulden Hohn und Spott —
Fahre hin, o Christengott!“

„Und du zarte holde Blume,
meines Alters Trösterin, —
o Slawina, fahre hin!
Opfre dich im Heidenthume,
ob des Vaters Glück und Ruhme,
zu des Krolen Eigenthume!
Rauh ist sein Gemüth und hart;
Sanftmuth ist der Frauen Art.“

Drauf der Krole, stracks bewogen,
 thut nach Quantibor's Begehr.
 Eilig über Land und Meer,
 wie auf Fittigen geflogen,
 kömmt er wild herangezogen,
 stürmt daher mit Pfeil und Bogen.
 Rächend jeden Widerstand,
 zieht er siegreich durch das Land.

Wie ein Held wird er empfangen;
 an der Spitze stolzer Reih'n,
 zieht er in die Hofburg ein,
 mit dem Ehrenkranz zu prangen.
 Aber ach! Slavina's Wangen
 bleicht ein namenloses Wangen —
 Unter dieser Brust von Stahl
 schlägt kein Herz nach ihrer Wahl!

Rauh, wie seine Kriegerhorden,
 ist des Krolen Sinn und Thun;
 nimmer kann sein Auge ruh'n:
 denn sein Blick ist scheu geworden,
 unter Schlachtenruf und Morden;
 kalt sein Herz, wie Eis vom Norden;
 seine Rede Fluch und Drohn;
 seine Liebe Zwang und Hohn.

Wie der Geyer aus den Lüften
 auf die fromme Taube stößt

und das zarte Leben löst' —
 wie aus wilden Felsenklüften
 und auf öden Todtengrüften
 wuchernd, gift'ge Kräuter düften,
 und der Rosen zartes Blühen
 mit des Todes Hauch umzieh'n:

Also gehet das Verderben
 von ihm aus, zu ihrer Pein.
 Still und duldend wird sie Sein.

Ihre süßen Träume sterben:
 wie, um Minnesold zu werben,
 einst des Obotriten Erben,
 reich mit Jugendglanz geziert,
 Liebe zu ihr hingeführt.

Heinrich von dem Bärnestrände!
 Dein gedenkt ihr treuer Sinn —
 Hoher Jüngling, fahre hin!
 An der Zukunft dunkeln Rande
 lösen sich die frühen Bande; —
 Traure du im fernen Lande, —
 Ach! des Herzens Kampf und Weh'n
 darf Slawina nicht gestehn!

Zu der Hochgebenedeiten
 wendet sich ihr frommer Sinn —
 doch das Heiligthum ist hin!
 Keiner Vesper Glocke läuten

ladet feierlich von weiten,
zum Gebet sich zu bereiten,
auf zertrümmerten Abtei'n
mehr die Schaar der Christen ein.

Fern im Dunkel alter Eichen,
in dem Thale rauh und wild,
graub des Abgotts gräßlich Bild;
Wo die Raben hungrig streichen,
um des Opfermaales Zeichen,
und die Todtenschädel bleichen: —
dort umhallt kein Morgenklang
den geweihten Chorgesang.

Kann Slawina sich's verwehren,
ob auch Ungewitter dräu'n,
ihre Schwüre zu bereu'n?
Heimlich fließen ihre Zähren —
Ach! ihr einziges Begehren
ist ein reuig Wiederkehren,
aller Bande quit und los,
in der wahren Kirche Schooß!

Und sie tritt mit sanften Bitten
vor des Krolen Angesicht:
„Zürne, Herr, der Schwachen nicht!
Dort, wo du als Held gestritten,
laß uns wohnen, in der Mitten
von des Jugendlandes Hütten;

daß Slavina, kindlich treu,
Pflegerin des Vaters sey."

Trozig zürnend, blickt der Wilde,
fühllos, ernst und furchtbar kalt,
auf die liebliche Gestalt.

Doch es wandelt sich in Milde
bald sein Auge. Tausend Schilde
ruft sein Horn in das Gefilde:

„Dort“ so schallt es donnernd laut,
„werde mir ein Schloß erbaut!“

Und sie steht, mit bangem Grausen,
unter lärmendem Getöse,
thürmend sich die Burg erhöh'n —

wo des Waldstroms Fluthen brausen
und, mit längst verruf'nem Sausen
nächtlich irre Geister hausen,
wenn, aus naheleg'nem Wald,
das Geheul der Wölfe schallt.

Ringsum in des Sumpfes Bette,
wo der Eber sich gekühlt,
wird der Graben aufgewühlt.

Daß sich nie der Flüchtling rette
aus des Zwingers oder Stätte,
hemmt, an schwerer Eisenkette
aufgerollt, des Gitters Zahn
eines Zugangs schmale Bahn.

Wie aus klösterlicher Zelle
 die verlaß'ne Himmelsbraut
 weinend zu den Wolken schaut:
 ob sich Trost ihr zugeselle
 und die freudenlose Schwelle
 nur ein Hoffnungsstrahl erhelle —
 und, was heiß im Innern nagt,
 kalten Steinen jammernd klagt:

So Glawina, tief beklommen,
 sieht, aus schimmerndem Gemach,
 süßer Jugend Freuden nach.
 Nimmer mag der Glanz ihr frommen,
 der mit Kruko's Macht gekommen —
 „Alles, Alles ist genommen!“
 seufzt sie mit gebeugtem Sinn, —
 „Alles, Alles ist dahin!“

Zage nicht, du sanfte Taube!
 dein Erretter ist dir nah;
 dein Erlösungs-Tag ist da!
 Nur die Kelter preßt die Traube,
 Nur die Guten schützt der Glaube,
 daß sie nicht Verzweiflung raube.
 An des Abgrunds steilem Rand
 beut der Himmel selbst die Hand

Geiz und Hochmuth stürzen Throne;
 nichtig ist des Ruhmes Bahn

auf der falsch betret'nen Bahn.
 Laßt den Räuber gold'ner Kronen
 in den Königshallen wohnen: —
 Nimmer wird ihm Treue lohnen;
 und des Argwohns trüber Gast
 quält ihn sonder Ruh und Raß.

Kruko's Namen ist erschollen
 in den Marken weit umher;
 und die Kneesen ziehn daher,
 Unterwerfung ihm zu zollen.
 Alles beugt sich seinem Willen,
 wenn die Feuerblicke rollen; —
 Der Szupane hoher Kreis
 Faßt den Schluß auf sein Geheiß.

Und der Eidam klagt den alten
 Fürsten schnöden Meineids an.
 „Quantibor, der falsche Mann,“
 spricht er, „darf nicht länger walten:
 denn in seiner Brust erkalten
 Schwüre, die den Göttern galten.
 Zu dem Kreuze, längst verbannt,
 ist sein Glaube hingewandt.“

Und vom alten Throne stießen
 die Szupane ihren Herrn.
 Von dem Tageslichte fern,
 in dem Kerker soll er büßen,

wo nicht Stern, nicht Sonne grüßen —

O fürwahr, ein hartes Müßen!

Tiefer noch, als Schmach und Hohn,
schmerzt des Undanks schänd'ler Lohn. —

Um des Kroten Scheitel wanden,
glänzend an dem Thron gereiht,
sie der Krone Herrlichkeit.

Doch Slawina's Sinne schwanden;

ihre holden Augen standen

voller Thränen, denn in Banden

wird — Wer bliebe ungerührt? —

Suantibor hineingeführt.

Ihn des Purpurs zu entkleiden,
tritt aus dem Berräther, Chor
ein Gewappneter hervor.

„Folge!“ ist der Ruf der Heiden —

„Diese Stätte sollst du meiden;

von dem Lichte mußt du scheiden;

in des Burg, Verließes Nacht

ist dein Lager dir gemacht.“

Mit der Großmuth ernstem Schweigen,
still erdulnd solche Schmach,
folgt der Fürst dem Führer nach.

Denn das ist den Edlen eigen,

sich im Unglück nicht zu beugen;

und nur Schwache Seelen zeigen,

laut verzweifelnd ihren Schmerz;
Muthig trägt ein Heldenherz!

Hoher Dulder, dich geleiten,
von dem Laster unentdeckt,
Freunde, die kein Kerker schreckt.

Dir Erlösung zu bereiten,
wird der Himmel für dich streiten.
Dräuend ziehn aus grauen, weiten,
düstern Räumen, trüb' und schwer,
rollende Gewitter her.

Mitternacht heißt diese Stunde!
Horch! Es winden, leis' und bang,
Seufzer bei dem Becherklang
an des Krolen Tafelrunde,
heimlich wie im Geisterbunde,
sich empor aus tiefem Grunde,
zu dem schwelgerischen Mahl
in dem glanzersüllten Saal.

Stiller wird's bei'm Prunkgelage;
leiser athmet jeder Gast:
denn geheimer Schauer faßt,
bei dem dumpfen Laut der Klage,
sie mit des Gewissens Frage. —
Da ertönt's mit lautem Schlage,
murmelnnd einen Fluch zuvor,
dreimal an dem Eisenthor.

Und mit schaurigem Gedröhne,
 von dem Donner wild umdrängt,
 wird die Pforte aufgesprengt.

Blitze flammen in die Szene;
 und, mit zischendem Getöse,
 schnellt des Bogens starke Sehne
 in den Kreis gestörter Luft
 einen Pfeil nach Kruko's Brust.

Alles taumelt auf vom Mahle;
 alle Lichter löschen aus.
 Mordgeschrei erfüllt das Haus!

Klingend stürzen die Pokale;
 Schwerter klirren in dem Saale;
 Funken stieben aus dem Stahle;
 in den Schatten sieht der Wahn,
 sich geheime Feinde nah'n.

Gräßlicher durchrollt das Toben,
 Donnerklang und Wettersturm.
 Lodernd zieht es um den Thurm:
 als Gewitterschlag von oben,
 aus der Schwefelglut gewoben,
 in ein Feuermeer zerstoßen,
 brennend durch die Hallen dringt
 und die rothe Fackel schwingt.

Und verschwunden sind die Becher
 all', zur schnellen Flucht gewandt,

wie im Sturme fortgebannt,
 scheuend ihrer Thaten Rächer.
 Krachend stürzen schon die Dächer
 auf die sinkenden Gemächer: —

da ertönt ein jammernd Fleh'n
 hohl hinauf, wie Geister, Beh'n.

Aus dem Prunkgemach der Frauen
 wandte sich Glawina's Sinn
 zum gebeugten Vater hin,
 um sein Angesicht zu schauen,
 ihn zu trösten in des rauhen
 Kerkergrabes ödem Grauen,
 wohin keine Waffe klingt,
 kein Geschrei des Mordes dringt.

Wohl dir, Edle! diese Mauern,
 dem Verderben aufgethürmt,
 haben treulich dich geschirmt!
 Wo, in wüster Halle Schauern,
 dunkle Schatten einsam trauern
 und des Todes Schrecken lauern,
 lebt kein Dränger mehr für dich, —
 kein entmenschter Wütherich.

Zu der Heil'gen wird dein Klagen
 aus der glutumhauchten Kluft,
 ein geweihter Opferdust,
 unsichtbar emporgetragen.

Wenn die Morgenlüfte tagen,
 wird der Leichenstein zerschlagen; —
 Grabes, Nacht und Todesgrau'n
 ist der Weg zum Licht, Erschau'n!

Schon erbleicht der Sterne Flimmern
 und im Osten weilt der Strahl,
 leuchtend um Gebirg und Thal,
 seine Welten zu umschimmern: —
 da führt zu des Schlosses Trümmern,
 hingelockt durch leises Wimmern,
 einen frühen Wanderer
 seine Sehnsucht still daher.

Ausgezogen ist der Sänger,
 mit der Harfe in der Hand,
 von dem fernen Barnestrand.
 In dem Busen wird's ihm enger;
 in der Seele tobt es bänger,
 weilt er mit der Hülfe länger:
 denn ihm ahnt — Er denkt es kaum —
 bald erfüllt sein schönster Traum.

Liebe leiht der Hoffnung Flügel
 und dem Herzen Riesenkraft;
 Wunder sind es, die sie schafft.
 Bald geebnet ist der Hügel
 von des Schuttes finst'rem Siegel
 und zersprengt der Eisen, Riegel.

Lebens: Odem, Himmelschein
 dringt zu den Verlass'nen ein.

O, ein seliges Erscheinen!

Welcher Sprache Zauberklang
 schildert der Gefühle Drang —
 der geläuterten, der reinen,
 und das schmerzlich: süße Weinen,
 und das himmlische Vereinen!
 Wer hat je ein Wort belauscht,
 Das sich nur in Blicken tauscht?

„O Slawina!“ ruft der Treue; —
 „Heinrich!“ stammelt leis' ihr Mund —
 „nie vergaß ich unsern Bund.
 „Nur mein Vater, — Ach, verzeihe
 „ob des Greises langer Reue; —
 „Ihn erkohr er, den ich scheue —
 „Ach! mein Trauter, rette dich; —
 „Kruko's Rache nahet sich!“

„Nenne nicht den Mann der Schrecken.
 Du bist nicht mehr Kruko's Weib.
 Bei den Trümmern ruht sein Leib,
 unter den gestürzten Decken,
 wo im Dampf die Flammen lecken;
 keine Stimme wird ihn wecken.
 Ihm vergalt den Hochverrath,
 eines Neuchlers kühne That.“

„Ha! ich kenne ihn, den Schützen,“
 spricht der Vater, tiefbewegt. —
 „Sein gewalt'ger Köcher hegt
 vieler Pfeile Todesspitzen.
 Unter Donnerklang und Blitzen
 dräu't er von den Wolkenitzen.
 Furchtbar zischte sein Geschöß
 um das hochgethürmte Schloß!“ —

„Anders ward es mir berichtet;“
 unterbricht der Harsner ihn. —
 „Einen Haufen sah ich zieh'n,
 „der sich in der Nacht geflüchtet,
 „als, von wilder Glut umlichtet,
 „der Empörer, schon gerichtet
 „durch des Unbekannten Hand,
 „röchelnd sich am Boden wand.

„Heimlich will die Fehme schalten;
 „sie hemmt keines Wächter's Hut;
 „denn ihr Urtheil fordert Blut
 „und mag nimmerdar veralten.
 „Unter schleichenden Gestalten
 „drängt sie in der Menschen Walten
 „sich hinein; zu Nord und Graus
 „wählt sie ihre Opfer aus.

„Doch vernehmt, wie mir beschieden
 „ward, ein Retter euch zu seyn

- „und Glawina zu befreien.
 „Hin war meiner Seele Frieden
 „und mein Lebensglück hienieden,
 „als mir, kämpfend fern im Süden,
 „Kunde ward von Kruko's Wahl
 „und von der Geliebten Quaal.
- „Mit den Falken wollt' ich fliegen;
 „mit den Wolken mogt' ich zieh'n,
 „wäre mir die Kraft verliehn.
 „Doch den Heiden zu bekriegen,
 „mußt' ich selber mich besiegen,
 „in die Truggestalt mich schmiegen;
 „ohne Wehr und ohne Roß,
 „meidend klüglich Burg und Schloß.
- „Und da hüllt' ich meine Glieder
 „in dies täuschende Gewand.
 „Mit der Harfe in der Hand,
 „kehrt' ich zu der Heimath wieder;
 „legte Schwert und Lanze nieder;
 „sang der Sehnsucht süße Lieder;
 „still und fromm, nach Pilger Art,
 „trieb ich meine Sängersfahrt.
- „Auf den heiligen Ruinen
 „eines Tempels ruht' ich aus,
 „klagend um das Gotteshaus,
 „wo im Schutt die Halmen grünen.

„ Da ist mir ein Glanz erschienen;
 „ und ein Weib mit hohen Mienen,
 „ von des Himmels Strahl umwallt,
 „ trat zu mir, in Lichtgestalt.

„ Und sie sprach, zu mir gewendet:
 „ „ Weine nicht, du Kind des Herrn!
 „ „ Deine Fahrt ist nicht mehr fern.
 „ „ Wenn der dritte Tag vollendet
 „ „ und die Nacht die Schläfer blendet,
 „ „ ist die Hülfe schon gesendet;
 „ „ und was dunkle Tiefe deckt,
 „ „ wird vom Tode aufgeweckt!““

„ Wie in wundersamen Träumen
 „ sich, zu täuschend süßem Wahn,
 „ irre Zauberbilder nah'n
 „ aus den unbekanntn Räumen,
 „ und die Geister nächtlich säumen,
 „ flüsternd aus den alten Bäumen
 „ an dem stillen Friedens-Ort
 „ ein prophetisch dunkles Wort:

„ Also fast' es meine Sinnen,
 „ wie mit himmlischer Gewalt;
 „ und die hehre Lichtgestalt
 „ sah ich im Gewölk zerrinnen.
 „ Und da trieb es mich von hinnen,
 „ diese Stätte zu gewinnen.

„wie ich es im Traum gesehn,
 „ist es heute mir gesehn.“

Von den wüsten Trümmern schreiten,
 fest verbunden, Hand in Hand,
 sie hernieder in das Land.

Da erblicken sie von weiten
 stolze Kriegerschaaren reiten,
 wie im blut'gen Kampf zu streiten;
 und schon stürmen Roß und Mann
 feindlich zu einander an.

Plötzlich sich die Speere senken;
 und die hohergrimmten Reih'n
 stecken ihre Schwerter ein,

wie im friedlichen Bedenken.

Wiehernd sich die Rosse schwenken:
 zu den Treuvereinten lenken
 sie den donnergleichen Lauf;
 und ein Reiter stürmt voraus.

Und im ernstversunk'nen Schweigen,
 zweifelnd, mit geheimen Grau'n,
 ihn der Fürsten Blicke schau'n;

sehen ihn vom Rosse steigen;

nahend ihnen, sich verneigen,

ehrfurchtsvoll die Kniee beugen; —

Folgend bricht durch Wald und Thal
 vieler tausend Helme Zahl.

„Herr! du bist's, um den wir fechten.
 Dein Erscheinen hebt den Streit!
 Sey zur Gnade nun bereit;
 wollest mildiglich nun rechten
 mit den irrgeführten Knechten
 durch die arge List des Schlechten
 Keuig stehen wir dich an;
 drum vergiß, was wir gethan!“

Also bat der treue Degen;
 und der Fürst spricht fromm und weich:
 „Friede sey in meinem Reich!
 Keinen Groll will ich euch hegen;
 keine Feindschaft sollt ihr pflegen; —
 Friede nur bringt Heil und Segen.
 Neue Treu' gelobet mir!“
 Und es schallt: „Wir schwören dir!“

Drauf erbrausen Jubelklänge
 und der Hörner laut Getön
 durch die waldbekränzten Höh'n.
 Herrlich klingen Festgesänge
 von der freudetrunknen Menge;
 in des treuen Volks Gedränge,
 in den Thälern, Wald und Flur
 widerhallt der feste Schwur.

Und Slawina wird vermählet;
 und sie sinkt, in 'Lieb' und Lust,

an des Heißgeliebten Brust,
 den vor Allen sie gewählet.
 Liebe tröstet; Hoffnung stählet;
 Glaube auf Erlösung zählet!
 Wer dies treu im Herzen wahrte,
 dem ist großes Heil gespart.

Längst verlor in dunklen Sagen
 sich, zu später Nachwelt Streit,
 die Geschichte alter Zeit:
 Doch aus unsrer Väter Tagen
 hat Slawina's Lust und Klagen
 treulich sie zu uns getragen;
 und was deutend sie erzählt,
 wird des Liedes Klang vermählt.

Dort, wo einst der tiefgebeugte
 Fürst mit seinem Grame stand,
 seine Lieben an der Hand,
 und sein Angesicht erbleichte,
 als die Reiterschaar sich zeigte,
 bis der Ritter sich ihm neigte, —
 stieg mit Mauern, Wall und Thor
 freundlich eine Stadt empor.

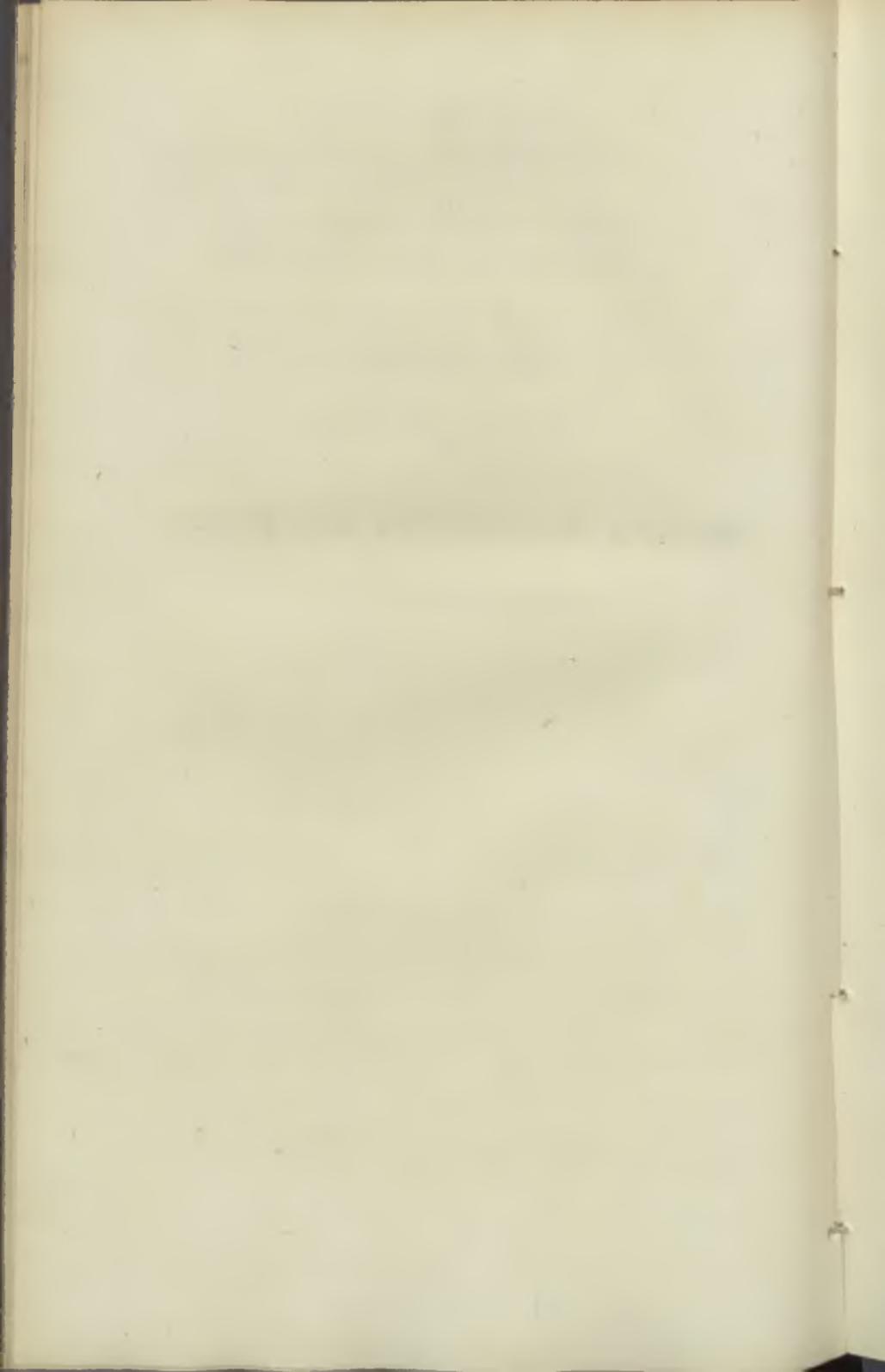
Und dort ist's, wo sie in Frieden,
 von Jahrhunderten umgraut,
 still auf ihre Marken schaut.
 Keine Dauer ist hienieden;

längst schon Sprach' und Sitte schieden;
manches Loos hat sie vermieden,
die, in Sturm und Zeit gepflegt,
noch Slawina's Namen trägt.

Ein alt Lied

von

Herzog Boleslaffen aus Polen.



Des Sängers Vorwort.

Am Hügel, umlagerten Meeresstrand,
wo schäumend die wogenden Fluten sich brechen,
ist gelegen das alte Pommerland,
davon die Deutschen wohl höhnisch sprechen.
Doch hat sich bewähret zu aller Zeit
Hier Treue und Tugend und Ritterlichkeit.

Wohl mancher gedenket im stolzen Wahn:
Was magst du doch davon viel Rühmlisches
künden? —

Ei, Lieber! so siehe die Chroniken an;
da wirst du so manches verzeichnet finden
und sattsam merken, in kurzer Frist,
wie sehr du im Irrthum befangen bist.

Viel Herrliches übte der Väter Muth;
das schlummert im Staube verschollener
Sagen. —

Da locket den Sänger das heimische Gut;
 er darf sich nicht scheuen, er siehet es ragen;
 und freudig macht den glänzenden Fund
 sein Lied den horchenden Enkeln kund.

Im tausend einhundert und siebenten Jahr
 zog Boleslaff, mächtig ein Herzog in Po-
 len,
 heran mit gewaltiger Kriegeschaar,
 sich Ruhm und viel köstliche Beute zu holen.
 Mit Volk und Schiffen sich ihm verband
 der König Niklot vom Danenland.

Da ward geschlagen manch blutige Schlacht!
 da tonnten des Heerhornes schaurige Klänge!
 da sanken viel Helden in ewige Nacht;
 es stürzten die Schaaren im wilden Gedränge.
 Das hohe Panner des Greifen weicht,
 wo zornig der weiße Adler streicht.

Was weichst du, o Panner, und raumest das Feld?
 Was treibet die Schaaren mit jagenden
 Schauern?

Dich schützen die Schlösser mit Thürmen umstellt;
 da trogen dem Sieger die ewigen Mauern.
 Sie ragen über den Wällen empor;
 ein Eisengitter verschlieet das Thor.

„Und birgst du dich tief in die Erde hinein;
nicht sollst du dem blickenden Schwerte ent-
rinnen!“ —

So tobte der Herzog, mit heftigem Draun,
und mochte viel Städte des Landes gewinnen.
Er brach die Thore; er schleifte den
Thurm;
die Mauern stürzen im wüthenden Sturm.

So zeucht er vor Belgard, den stattlichen Ort,
und stürmet die Wälle, auf Tod und auf Le-
ben.

Fest halten die Treuen am Lösungswort:
sich muthig zu wehren; sich nimmer zu geben.
„Laß ab! o du Herzog aus Polenland;
die Bürger leisten dir Widerstand!“

Und dessen ergrimmet der Fürste gar sehr;
er hat es beschlossen; es muß ihm gelingen!
Doch achtet er, edel, die tapfere Wehr,
und hofft, sie durch Worte der Gnade zu
zwingen.

Er sendet den Herold mit zwiefachem
Schild;
und dieser hat also die Botschaft erfüllt:

„Ihr Männer der Beste! Ihr Männer voll Muth!
„Bernehmt, was der Herzog euch läßt ent-
bieten:

„Was tränkt ihr die Erde mit köstlichem Blut,
„das flüchtige Panner des Landes zu hüten? —

„Das ist entwichen in heißer Schlacht,
„und mag nicht bestehen vor unserer
Macht.

„Zwei Schilder wir senden euch, weiß und roth; —
„wohl möget ihr merken, was diese bedeuten!

„Der weiße ist Gnade, der ander' ist Tod;
„drum wählet und endet verderbliches Strei-
ten.

„erwählt ihr das erste; das sey euch ge-
währt;

„das andere bringet euch Feuer und
Schwert!“

„Dem mächtigen Herzog vermeldet den Gruß:
Wir haben zur Fahne des Greifen geschwo-
ren.

Drum darf uns nicht schänden ein feiger Beschluß;
von beiden Schilden sey keiner erköhren.

Aus jagendem Kleinmuth verletzen die
Pflicht:

das ziemet den tapferen Männern nicht!“

So lautet hochherzig das muthige Wort;
aus kräftiger Vorzeit herübergeklungen.
Es stürmet der zornige Herzog den Ort; —

das ist ihm, auf blutigen Leichen, gelungen.
Der Wall ist erstiegen; das Thor gesprengt;
der Kampf in die Gassen hineingeengt.

Da färbten die Steine sich blutigroth;
da sind viel treffliche Kämpen gefallen!
die starben den herrlichen Ehren, Tod; —
von Jammern und Klagen die Lüfte erschallen.

Da weichen die Uebrigen, redlich gesinnt,
und stellen sich schützend vor Weib und Kind.

Hier wollen sie stehen, mit Heldensinn;
hier kämpfen die Treuen auf Tod und auf Leben.

Die Knechtschaft ist nimmer dem Edlen Gewinn;
und ob ihn auch tausend Gefahren umschweben! —

Da siehet der Herzog den ungleichen Streit;
und also der wackere Feldherr gebeut:

„Hochherzige Männer! Strecket die Wehr!

„Was thürmt ihr vergebens die blutigen Leichen?

„Fest habt ihr gehalten an Treu und an Ehr’;

„das soll euch zum ewigen Ruhme gereichen!
 „Was rennt ihr in euer Verderben so
 blind,
 „und machet zur Waise das jammernde
 Kind?“

Die fürstliche Rede zu Herzen dringt;
 es rasten die Schwerter; der Kampf ist ge-
 endet.

Was nimmer die Uebermacht trohig erzwingt, —
 jetzt hat es ein Wort der Großmuth vol-
 lendet;

und wie es im Streite die Treuen ge-
 meint,

das achtet mit Recht der tapfere Feind.

Du Städtelein im freundlichen Wiesenthal!

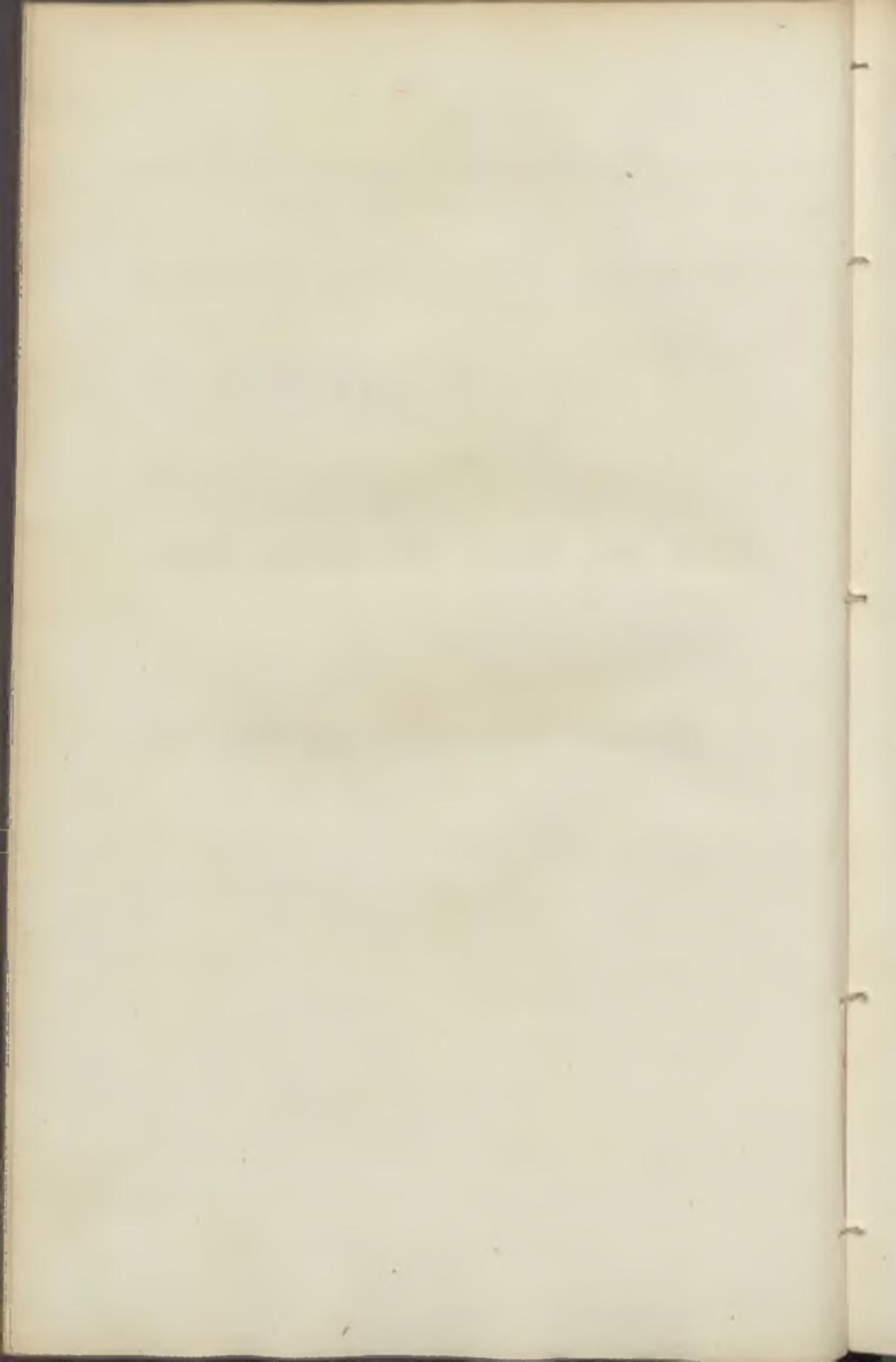
So haben's die Väter vorzeiten getrieben;
 so ist es, zum rühmlichen Ehrenmaal,
 in pommerschen alten Geschichten geschrieben;
 draus ist es getreulich und unverleßt,
 vom Sänger in kunstlose Verse gesetzt.

Ein

Lied aus alter Wenden-Zeit

von

Alaska's Heldenmuth und Tod.



Ein Lied aus grauen Zeiten
Klingt durch das Vaterland
Von hohem Muth und Streiten,
Von ächter Treue Band,
Von Thaten mächt'ger Helden
In blut'ger Fehd' und Schlacht;
Wie alte Schriften melden,
Zu Ehr' und Ruhm vollbracht.

Seht ihr die Segel blinken
Auf dunkler Meeresfluth? —
Die hohen Masten winken
In abendlicher Gluth?
Das ist aus kaltem Norden
Der Schiffe große Zahl,
Bemannt mit kühnen Horden
Der Krieger allzumahl.

Zum Streit hinausgezogen,
Führt sie der König an;
Durch Kriegeslust bewogen,
Ein stolzer Dänen Mann.
Den Ruhm will er erkämpfen,
Ein großer Held zu seyn;

Die Freiheit will er dämpfen,
Mit Blut die Krone weih'n.

Und jeden Sieg erringen
Mit seiner starken Hand. —
Das soll ihm nicht gelingen
Im alten Wenden Land!
Sie wahren ihre Küsten
Vor seinem Räuberheer;
Und ihre Schiffe rüsten
Sie kühn zur Gegenwehr.

Und ihre Helden wagen
Mit ihm den ernstestn Strauß.
Er sieht die Wimpel ragen
Und weicht dem Kampfe aus.
Wie sich zwei Riesen schauen
Mit fürchterlichem Blick;
Und gegenseitig Grauen
Hält ihren Arm zurück;

Und Keiner darf beginnen,
Das mächt'ge Schwerdt zu ziehn;
Doch Keiner weicht von hinnen,
Dem Gegner zu entfliehn!
So trozt der Krieger Meuge,
Mit dräuender Gestalt,
Im tobenden Gedränge,
Der feindlichen Gewalt.

Da sinnt ein kühner Bende,
 Ein muth'ger Heldensohn,
 Ob er den Ausweg fände
 Aus thatenlosem Drohn.
 Er schreitet ernst und kräftig
 An seines Schiffes Bord;
 Und also laut und heftig
 Erschallt sein donnernd Wort:

„Wer ist es, den die Krone
 „Der alten Reiche schmückt?
 „Der Wandals treuem Sohne
 „Den Fehdebrief geschickt?
 „Es harret Pfeil und Bogen;
 „Die Siegeslust erbraust.
 „Schon ist das Schwerdt gezogen
 „Von Maska's starker Faust!“

„Die hohen Masten wiegen
 „Sich auf dem wilden Meer.
 „Im Sturm die Wimpel fliegen;
 „Der Donner rollt daher.
 „Was scheu'st du die Gefahren,
 „Wenn Ehr' und Ruhm gebeut,
 „Und jagst, mit deinen Schaaren
 „Zu kämpfen in dem Streit?“

„Und reut dich Blutvergießen
 „Im ernstgewagten Spiel:

„So magst du Rath beschließen,
 „Zu ringen um das Ziel;
 „So magst den Streit du legen
 „In zweier Krieger Hand,
 „Und stellen mir entgegen
 „Den Held aus Dänen-Land.“

Da folgt dem stillen Lauschen
 Im kühnen Feindesheer
 Der blanken Schilde Rauschen;
 Es klirrt der Eisenspeer.
 Der König Rurik sendet
 Die stolzen Blicke aus,
 Und spricht, zum Heer gewendet,
 Die Stirne wild und kraus:

„Ihr Krieger! Wohl empdret
 „Euch solches freche Wort.
 „Der Wenden-Sohn beschwört
 „Den Geist im alten Nord.
 „Er hat die Rache-Götter
 „Im eitlen Wahn versucht;
 „Träumt sich des Landes Retter,
 „Und Sein des Kampfes Frucht.“

„Wo aus den dunkeln Wogen
 „Der Abgrund gähnend schaut,
 „Sind wir hinausgezogen,
 „Mit Tod und Sieg vertraut.

„Den Völkierzwiſt entſcheiden
 „Darf nur der Heere Schlacht;
 „Und wer erliegt von Beiden,
 „Erkennt des Siegers Macht.“

„Doch läſtern ſoll der Wende
 „Nicht meines Volkes Muth!
 „Und daß der Streit ſich ende
 „Durch zweier Helden Blut,
 „Will ich die Krieger fragen
 „Im tapfern Dänen-Heer:
 „Wer will den Zweikampf wagen
 „Für Nordens Ruhm und Ehr’?“ —

Den Harniſch angezogen,
 Von Buth und Grimm erfüllt,
 Mit Streitart, Pfeil und Bogen
 Und Eiſenhelm und Schild,
 Tritt aus den dichten Reihen
 Ein Krieger, wohlbewehrt,
 Und ſchwingt, mit lautem Dräuen,
 Das blanke mächt'ge Schwerdt.

Der will den Strauß beſtehen
 Mit Wandals treuem Sohn.
 Der König heißt ihn gehen
 Zum Kampf um Reich und Kron',
 Um Freiheit und um Frieden
 Und um des Siegers Knecht:

Denn also war's entschieden
Nach altem Brauch und Recht.

Da schallen die Drommeten
Mit hellem lauten Klang —
Zwei Krieger seh' ich treten
Auf Falsters Felsenhang;
Die Schwerter seh' ich blinken,
Geführt von starker Faust;
Die hohen Wimpel winken,
Von dunkler Fluth umbraust.

Da schauen beide Heere,
Mit hoffnungsvollem Sinn,
Von Schiffen auf dem Meere
Zu ihren Helden hin
Die schnellen Lüste tragen
Hoch auf der Wogensluth,
Der Freude Ruf und Klagen,
Zu reizen ihren Muth.

Und sieh! Des Dänen Streiche
Erschöpfen Maska's Kraft —
„O, treuer Held! erleiche
Nicht, uns zu ew'ger Haft!“ —
Sein rothes Blut bedeckt
Den Panzer, Helm und Schild;
Das hat die Kraft gewecket
Und ihn mit Muth erfüllt.

Da sprüht er Zornes-Flammen;
 Und mit gewalt'ger Macht
 Nimmt er sich bald zusammen,
 Und hat es kühn vollbracht.
 Mit seinem Schwerdte spaltet
 Er seines Feindes Haupt;
 Der stürzt dahin, erkaltet,
 Vom Tode hingeraubt.

O Wenden-Sohn! Dir schallet
 Der Siegeshörner Klang!
 Der Freude Jauchzen hallet
 Um Falsters Felsenhang!
 Der Feind ist überwunden!
 Das Vaterland befreit!
 Die ehrenvollen Wunden
 Sind deinem Ruhm geweiht!

Wer darf die Freude stören
 In deiner Krieger Reih'n? —
 Ein Herold läßt sich hören,
 Und schreitet ernst herein.
 Der König Kurik wendet
 Das Spiel zu neuem Zwist;
 Und solche Botschaft sendet
 Er aus, mit arger List:

„Ob auch der Held gesunken
 „Aus Nordland's tapfrer Schaar —

„Ihm bringen, rachetrunken,
„Sich neue Opfer dar.
„Schon rang er nach dem Preise,
„Mit starker Siegeshand,
„Als nie versuchte Weise
„Ihm seinen Lohn entwand.

„Drum mag der Kampf nicht scheiden,
„Nicht bringen seine Frucht:
„Er werde denn von Beiden
„Der Heere neu versucht.
„Und wer den Sieg errungen,
„Im starken Muth entflammt,
„Der hab' das Volk bezwungen,
„Von dem der Gegner stammt!“ —

Das dünket Wandals Söhnen
Kein ritterlich Begehr!
Die falschen Worte höhnen
Die königliche Ehr'.
Auf Fürsten; Wort und Glauben
Ist manches Heil gestellt;
Und dies den Völkern rauben,
Heißt Trug vor aller Welt!

Und tosend wälzt die Kunde
Vom listigen Beschluß
Sich schnell, von Mund zu Munde,
Im wüthigen Erguß.

Schon ruft, den Hohn zu rächen,
 Das Horn zur nahen Schlacht,
 Zu strafen und zu brechen,
 Des Feindes stolze Macht.

Da plötzlich sich ein Krieger
 Von seinem Lager hebt —
 Das ist der edle Sieger,
 In dem die Treue lebt;
 Und er gebietet Schweigen
 Der hoch erzürnten Schaar,
 Und ihre Fürsten neigen
 Sich seiner Rede dar.

„Hab' ich das Werk begonnen
 „Für's liebe Vaterland,
 „Und ist mein Blut geronnen
 „Auf Falsters Felsenstrand:
 „So will ich's auch vollenden
 „Zum ehrlichen Gewinn,
 „Und Alles ruhmvoll enden,
 „Mit ritterlichem Sinn.“

„„Drum laßt dem Dänen künden;
 „„Der Kämpfer ist bereit;
 „„Den Gegner sollst du finden
 „„Zum neuen Ehren, Streit!
 „„Ob auch die Wunden schmerzen
 „„Vom Kampf um Recht und Gut:

„„ Noch lebt in Maska's Herzen
 „„ Der unbeflegte Muth! „„

„„ Doch daß dich nichts gereue,
 „„ Mit neu erdachter List,
 „„ Hast du, auf Wort und Treue,
 „„ Noch dreier Tage Frist,
 „„ Den Held dir zu erlesen
 „„ Aus deiner Dänen, Schaar,
 „„ Und daß ich mag genesen
 „„ Und kämpfen sonder Fahr. „„

Als Kurik dies vernommen,
 Nimmt er den Vorschlag an.
 Er läßt die Schaaren kommen,
 Und mustert Mann für Mann,
 Und fordert manchen Krieger
 Auf zu dem blut'gen Gang,
 Und beut dem künst'gen Sieger
 Den königlichen Dank.

Da hebt sich aus den Reihen
 Ein Eisenspeer empor.
 Dem Kampfe sich zu weihen,
 Tritt Ubbo kühn hervor.
 Das ist ein Sohn aus Norden,
 Von ächter starker Art,
 Der hat den Helden, Orden
 In seiner Brust bewahrt.

Mit hoffendem Verlangen
 Der König auf ihn blickt;
 Mit köstlich güldnen Spangen
 Ihn seine Gnade schmückt;
 Und beut ihm hohe Ehren
 In seinem Reiche an,
 So er dem Gegner wehren
 Als Ueberwinder kann.

Das darf dich nicht erschrecken,
 O Maska, treuer Held!
 Den hohen Sinn zu wecken,
 Ist dir kein Lohn gestellt.
 Kein gülden Kleinod mahnet
 Dich an die heil'ge Pflicht,
 Und deine Seele ahnet
 Der Ehrsucht Lockung nicht.

Auf Falsters blut'gen Höhen
 Erhebt sich jetzt der Streit.
 Der Schiffe Wimpel wehen,
 Des Hornes Klang gebeut;
 Und sausend durch die Lüfte
 Der Schwerdter Hieb erklingt.
 Die rauhen Felsenklüfte
 Es schauerlich durchdringt.

Da blicken beide Heere,
 Mit hoffnungsvollem Sinn,

Von Schiffen auf dem Meere
 Zu ihren Helden hin.
 Die schnellen Lüfte tragen,
 Hoch auf der Bogen Fluth,
 Der Freude Ruf und Klagen,
 Zu reizen ihren Muth.

Die mächt'gen Streiche klingen
 In stürmisch wilder Hast;
 Durch Helm und Panzer dringen
 Sie ohne Ruh und Rast.
 Jetzt gilt es Tod und Leben,
 Den Sieg für Ehr' und Gut!
 Und beide Kämpfer schweben
 In blinder Zorneswuth.

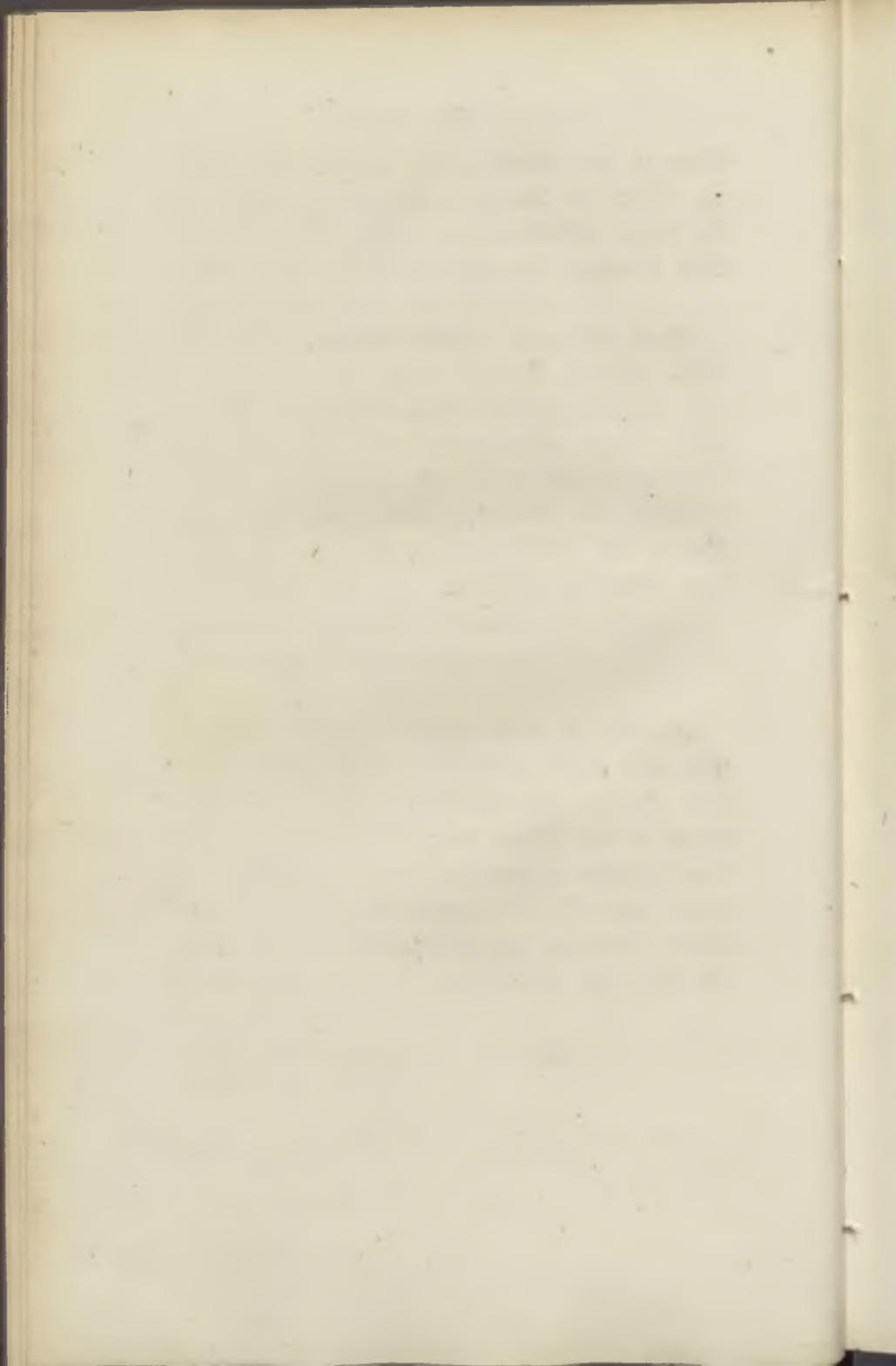
Der Harnisch ist zerhauen,
 Der Eisenhelm zerschellt.
 Die rothe Fluth mit Grauen
 Bedeckt das Ehrenfeld.
 Die offenen Wunden gähnen
 Auf Maska's starker Brust:
 Doch in des Armes Sehnen
 Glüht noch des Kampfes Lust.

Und mit gewalt'gem Dringen
 Stürmt er auf Ubbö ein.
 Die starken Glieder schlingen
 Sich ihm um Mark und Bein.

Dem ist die Kraft entschwunden;
 Es lischt der Augen Licht —
 Er sinket, überwunden,
 Mit bleichem Angesicht.

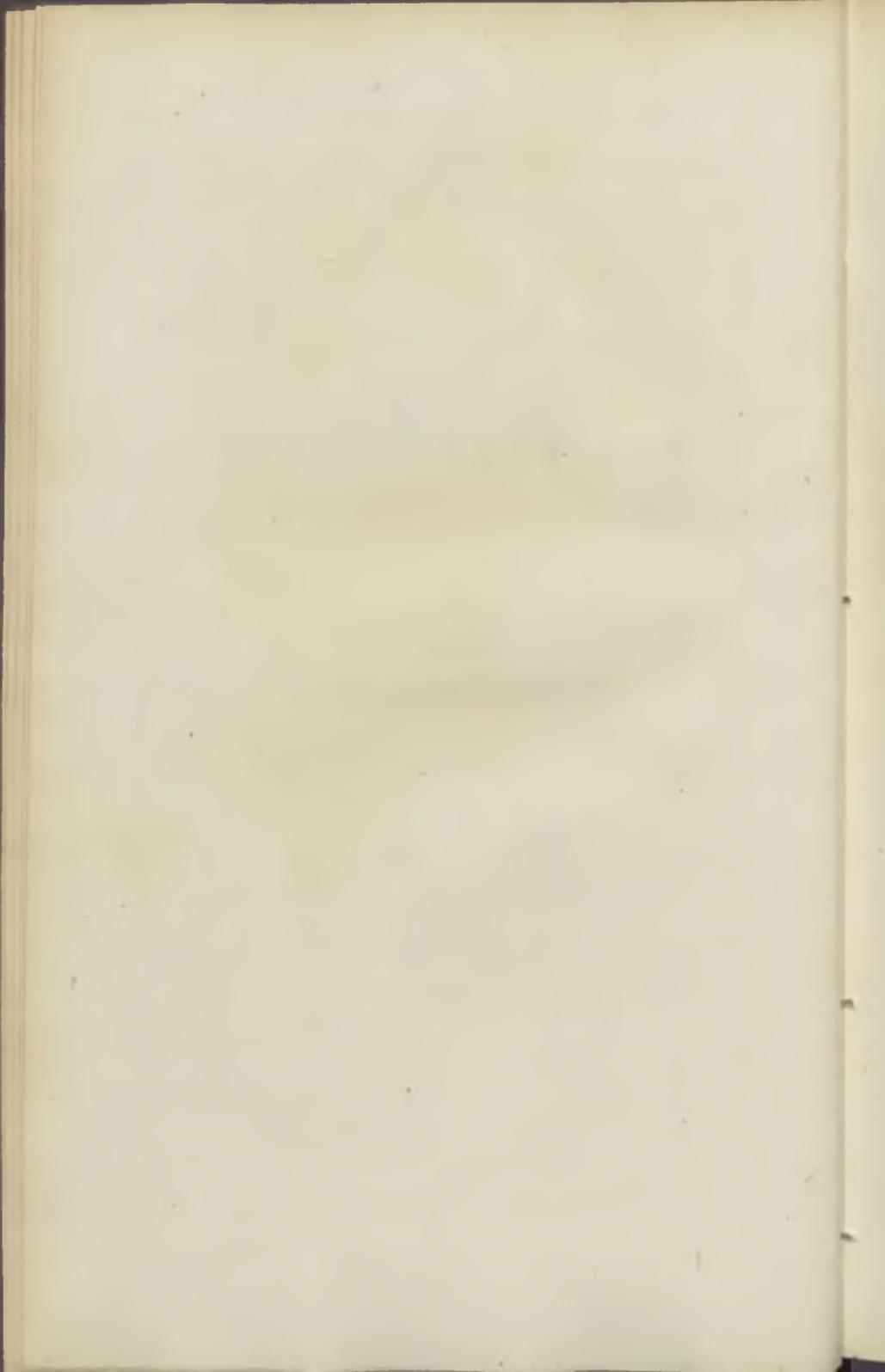
Doch sieh auch Maska wanken,
 Vom frühern Kampfe matt, —
 Die Schritte bebend schwanken
 Auf blut'ger Siegesstatt.
 Das Leben ist zerronnen;
 Entflohn der Glieder Macht,
 Da er den Streit gewonnen
 Und ritterlich vollbracht.

So hat in alten Zeiten
 Ein edler Held gethan!
 Das Höchste zu erstreiten,
 Setzt er das Leben dran.
 Das Höchste zu erwerben,
 Sein hoher Muth begehrt,
 Für's Vaterland zu sterben,
 Ist süß und ehrenwerth.



Die Königsbraut.

Romanze
nach Ranow. Buch 1. C. 18.



Was rauscht daher in hoher Luft
Zur stillen Geisterstunde,
Und brauset durch die Felsenklust
Und auf dem Wogenschlunde,
Und zieht mit graulichem Gesang
Den öden Meeresstrand entlang?

Das ist ein Weh'n aus fremder Welt
Von Odins dunklen Hallen,
Wo um das hohe Götterzelt
Die alten Helden wallen.
Sie ziehen nach vollbrachtem Schmaus,
Um Mitternacht zum Kampfe aus.

Und leuchtend kreuzt sich Schwert und Speer
Mit wilder Kraft geführt.
Da sprengt ein Frauenbild daher
Mit Schönheit reich gezieret,
Und hebt ein Diadem empor;
Da neigt sich still der Geister Chor.

So schwebts hinab, ins wilde Thal,
Zum grauen Opfersteine.

Dort birgt ein altes Riesenmaal
 Die mächtigen Gebeine;
 Dort wühlt es in der dunklen Gruft
 Und hebt sich aus der Felsenkluft.

Und steigt mit schwarzem Helm und Schild
 Hervor beim Sternenlichte,
 Und rollt die Feueraugen wild
 Im zorn'gen Angesichte;
 Und rauschend, wie ein Heereszug
 Stürmt es heran im schnellen Flug.

Und füllt die Luft mit Kriegsgeschrei
 Und Wiehern muth'ger Kofse;
 Da eilt die Jungfrau kühn herbei
 Umringt vom Dienertrosse,
 Und schau! die schwarze Dunstgestalt
 Mit Wuth und Grimm vorüberwallt.

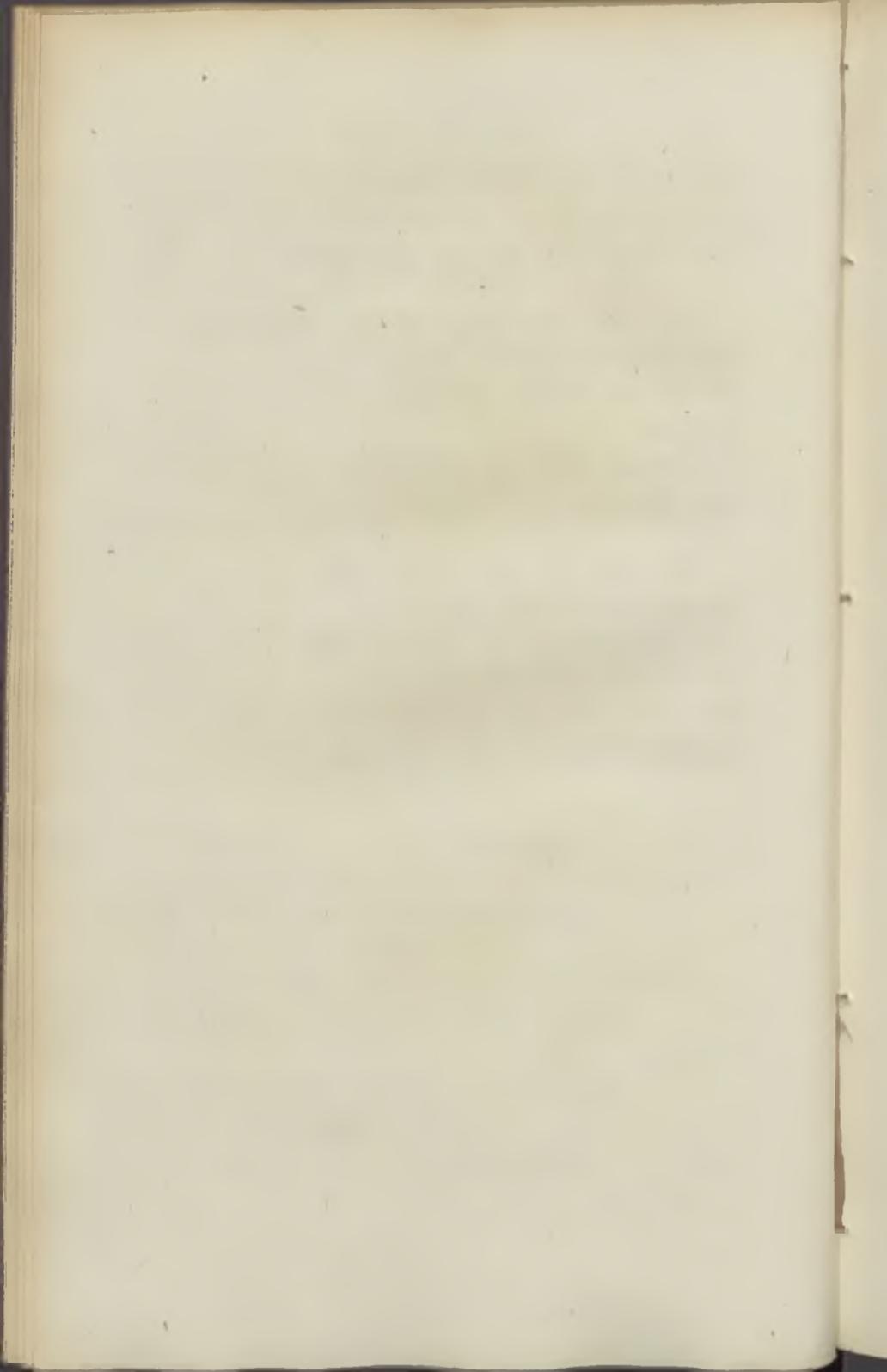
Beh dir, du zartes Heldenkind,
 Zur Königin erkohren!
 Im Nebelschleier sauf't der Wind,
 Die Krone ist verlohren!
 Es rieselt warm und purpurhell
 Vom Schwanenarm der blut'ge Quell.

Nun schallt ein dumpfer Klagelaut
 Durch die umwölkten Räume:
 „O tragt sie heim, die Königsbraut

„Daß nicht ihr Athem säume!
 „Zerschnitten ist der Sehnen Band
 „Und bleich und kalt die todte Hand.“ —

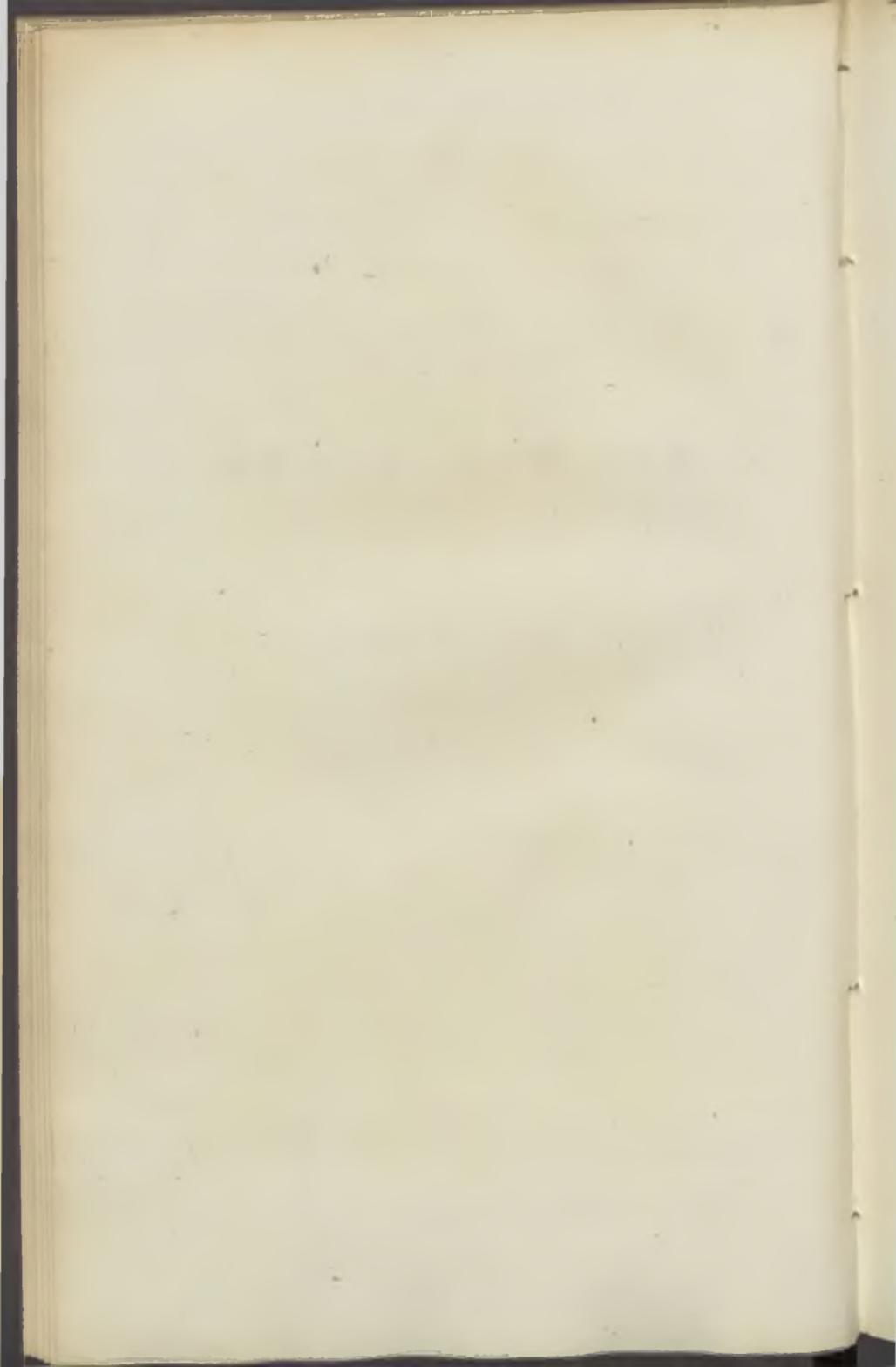
Und sieh! Ein lichter Strahl durchflammt
 Des Himmels dunklen Bogen.
 Da sind die Geister allesammt
 Urplötzlich fortgezogen;
 Und einsam blickt ins wilde Thal
 Das altergraue Niesenmaal.

Und wie die alten Sagen gehn,
 Läßt sich zu manchen Zeiten,
 Dies Heergespensst am Himmel sehn,
 Mit Dräuen und mit Streiten,
 Und deutet, wie ein Wandelstern,
 Auf Kriegesunglück nah' und fern.



Die Bekehrung.

Eine Sage.



Dampf braus't es in den Bogen;
der Nordsturm rollt das Meer;
von falber Glut durchzogen,
thürmt sich ein Wolkenheer.
Der Schiffer ahnt Gefahren,
wenn hoch die Säule steigt
und bang, in wilden Schaaren,
das Növenheer entfleucht.

Und in den Lüften mengen
die Schwefel, Gluthen sich;
die Wolken, Felsen drängen
und krachen fürchterlich.
Es donnert in den Räumen,
vom schnellen Strahl durchblüht;
empörte Wellen schäumen,
wo sich das Vorland schükt.

Es zieht in schwarzer Hülle
die Mitternacht herbei;
und in der Schrecken Fülle
mischt sich ein Angstgeschrei —
Auf hohlen Wasser, Gründen,
bald tief, bald himmelan,

sucht über Todeschlünden
ein Schiflein seine Bahn.

Von Arkona's Altären,
an Kügens heil'gem Strand,
will still es wiederkehren
zu seiner Väter Land.
In eigner Heimath Hallen
schwand Hertha's Opferheerd;
und fremde Priester wallen,
wo man das Kreuz verehrt. —

„So stürzt ihr alten Eichen!
„Euch folgt der alte Muth.
„Des neuen Glaubens Zeichen
„Heißt Sklaverei und Blut“ —;
Das war der Sinn der Heiden
die, trotz Verbot und Drohn,
noch heimlich zu den Freuden
des Götzen, Dienstes flohn.

Wer mag den Sturm beschwören?
Wer rettet aus der Noth? —
Ein Flehen läßt sich hören
um Odins Heldentod —;
Umsonst! — die Wogen brüllen,
der Abgrund thut sich auf;
und Felsenrisse hüllen
des Schiffes irren Lauf.

Schon wird die Seele trüber;
 die Hoffnung ist entflohn —
 Da hallt es klar herüber,
 wie milder Friedenston.
 Zur Hora ruft das Läuten
 in Suantepolks Abtei,
 sich betend zu bereiten,
 der Mönche Chor herbei.

Da wandeln sich die Herzen;
 das Schiffsvolk gläubig steht:
 „O du, den aus den Schmerzen
 „des Todes Gott erhöht: —
 „Erbarme dich! wir büßen
 „des Irrwahns schwere Schuld; —
 „Aus grausen Finsternissen
 „erlös' uns deine Huld!“ —

Und sieh! die Wetter rinnen
 in milder Regenfluth;
 der Donner rollt von himmen;
 es lücht die Blizes, Glut.
 Und stiller wird und eben
 der Wogen dunkle Nacht;
 und lichte Wolken schweben
 aus tiefer Mitternacht.

Da flammt auf nahen Höhen
 ein leuchtend goldner Stern;

der Gollen ist zu sehen,
 der Hafen ist nicht fern.
 Die Rettung ist gekommen;
 der Schiffer sieht den Port
 und, der Gefahr entnommen,
 eilt er zum sichern Ort.

Und wo der Stern erschienen,
 baut er ein Heiligthum,
 dem wahren Gott zu dienen,
 zu Lob und Preis und Ruhm;
 und von den Höhen breiten
 viel Flammen hellen Schein,
 dem Waller künst'ger Zeiten
 ein Rettungs-Licht zu seyn.

Nun ist das Licht erblichen,
 das Gotteshaus zerstört —
 Die alten Mauern wichen,
 von Menschenhand verheert.
 Wo einst die Pilger wallten,
 mit frommer Neu erfüllt,
 und ihre Seufzer hallten
 zum heil'gen Gnadenbild:

Da weht, durch öde Räume,
 der Sturm auf wüsten Höh'n;
 hoch durch des Waldes Bäume
 ist noch der Ort zu sehn. —

Doch bleibt, was der Gedanke
dem Göttlichen geweiht,
ob die Gestalt auch wanke,
Erinn'ung kräft'ger Zeit.

Um mehrerer Verständlichkeit willen, sei diesem Gedichte folgende Erzählung aus einer alten Handschrift beigelegt.

„Daselbsten ist auch belegen der Gollenberg, item Marien-Berg, und unser lieben Frauen-Berg genannt, wo eine treffliche Kapelle vorzeiten gestanden. Die alten Historien melden, daß einstmals zu der Zeit, als Pommern zum Christen-Glauben gebracht, etliche Abtrünnige, welche dem heidnischen Götzendienste noch anhängen, bei ihrer Heimkehr von dem Eilande Rügen, allda die rechten Heiden noch befindlich und nicht bekehret waren, von einem gräulichen Sturmwinde überfallen sind. Sie haben, wiewohl vergebens, die Hert ha, welche bedeutet die Mutter Erde, und auch den Odin oder Wodan, welcher ein Gott des Himmels seyn sollte, angerufen.

In solcher Angst und Noth höret von ungefähr Einer unter dem Schiffsvolke die Hora einläuten von den Mönichen der Abtei Buckow, welche ohnfern dem Strande vom Herzog Suantepolken gestiftet worden, und er gehet in sich, stehende: der

Christen wahrer Gott möge helfen und sich erbarmen. Was geschiehet? Auf solch flehendlich Gebet wird das Meer ruhig, der schreckliche Donner schweiget; auch lässet sich ein helles Licht auf dem hohen Gollenberge sehen. Der Schiffer ist deß im Herzen froh und landet gemächlich, wo die Anfurth sicher war; stiftet auch zur dankbaren und ewigen Gedächtniß solcher wunderbarlichen Gotteshülfe eine Kapelle mit herrlichem Altar gezieret, die aus fernen Landen von bußfertigen Pilgramen besuchet und hoch veneriret worden.

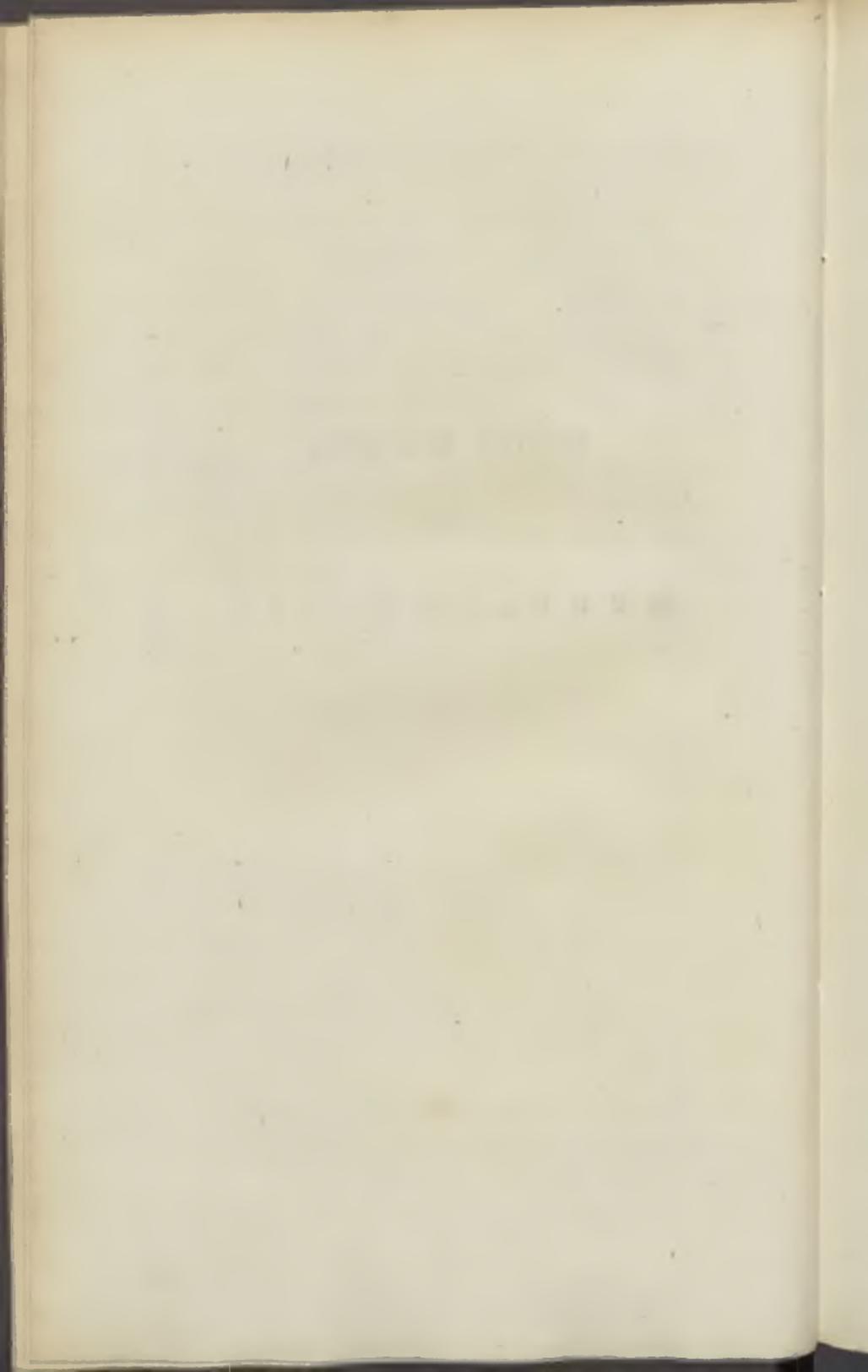
Anjehz ist diese Kapelle ein Schutthausen, und ungefehrlich Anno Domini 1532 in Verfall gerathen; so daß davon nichts sonderliches mehr zu sehen.

Soli Deo Gloria.

Ritter Gulgrin

der

B r u d e r m ö r d e r .



Wo um den See die Nebel ziehn
in kalten Abendlüften,
und Wiesenblumen still verblühen
und still verborgen düften;
wo sich die Tanne einsam hebt
mit ihren düstern Bogen
und zum Gestad' der Mähen schwebt,
auf silbergrauen Bogen:

Dort liegt nicht fern von Ufers Rand,
ein wild verwachs'ner Rasen.
Den ackert nicht des Pflügers Hand;
kein Wild mag ihn begrasen.
Da ruhet nie ein Wanderer aus;
kein Vogel darf dort weilen,
und selbst die schwarze Fledermaus
muß scheu vorübereilen.

Der Maulwurf wühlt den dunklen Gang
umsonst nach einem Wurme; —
der Uhu kreischt den Todtensang
vom fernen Kirchenturme.

Kein freundlich Leben rings erwacht:
 nur dumpf durch öde Hallen
 die Schauertöne schallen
 um zwölf Uhr in der Mitternacht.

Und wenn im fernen Himmelslicht,
 die hohen Sterne schimmern,
 dann hört man, wie die Sage spricht,
 es um den Hügel wimmern.
 Ein blutbedeckter Schatten steigt
 hervor aus tiefem Grunde,
 und klagt, und windet sich, und zeigt,
 auf eine Todeswunde.

Und die Gestalt umgittert
 ein zweiter Schatten, wohlbewehrt,
 den Eisenhelm umgittert;
 und senkt ein großes Ritterschwert,
 und schaut sich um, bald hier und dort,
 mit wildverstörten Blicken;
 und müht sich am verborg'nen Ort
 die That zu unterdrücken.

Er gräbt mit seinem Schwert die Gruft,
 den Todten zu verhüllen; —
 Da heult's herab aus hoher Luft:
 „Laß ab, dein Maas zu füllen!
 „Den Brudermörder birgt die Nacht;
 „doch deines Richters Auge wacht;

„Ihm wirfst du nicht entrinnen!
 „Laß ab von dem Beginnen!“

„Hinweg! Du hast den Gott in dir,
 den liebenden, verläugnet,
 und bist, von jetzt an, für und für
 mit Kain's Fluch gezeichnet!
 Dir folgen die Gerichte
 des Ewigen in Qual und Angst —
 ob einst Vergebung du erlangst
 vor seinem Angesichte!“ —

Kaum ist das letzte Wort verhallt
 von diesem Geister-Reigen,
 da schwindet plötzlich die Gestalt;
 die Gegend hüllt ein Schweigen.
 Nur fernhin stürmt's durch Wald und Thal,
 als wie von Rosses Brausen,
 und läßt den blutbedeckten Stahl
 hoch in den Lüften sausen.

So hat Bulgrin, der Rittersmann,
 den Bruder einst erschlagen.
 Drum muß der Hügel hier fortan
 des Mordes Flüche tragen;
 Und nimmer ließ die That ihm Ruh';
 sie stört den leisen Schlummer.
 Er wallt' mit seinem Kummer
 dem fernen Gnadenbilde zu.

Er geht, den Mord zu büßen,
 im groben härenen Gewand,
 von Ort zu Ort, von Land zu Land,
 mit Schmerzlich wunden Füßen;
 und wirft sich nieder am Altar
 auf's Angesicht zur Erden,
 und bringt der Kirche Opfer dar,
 der Sünde los zu werden.

Da fühlt er des Gewissens Macht,
 und fleht, in Feld und Kammer,
 um Rettung aus dem Jammer,
 und geißelt sich bei Tag und Nacht; —
 doch nirgends wird ihm Trost zu Theil
 für seiner Seele Zagen!
 In Compostell nur hofft er Heil
 und Frieden zu erjagen.

Dort, in dem Land Hispania,
 (So wird er froh beschieden:)
 ist Gottes Huld den Sündern nah'
 und Ruhe für die Müden!
 Einst durch Herodes Wuth geraubt,
 ruht dort, beim Hochaltare,
 auf einer goldnen Bahre,
 Sanct Jacob's des Apostels Haupt.

Ziel hundert Meilen pilgert er
 zum heil'gen Wunder, Orte,

und bringt sein reuiges Begehrt
 vor diese Gnadenpforte;
 und kniet und schlägt an seine Brust
 und absagt allem Bösen,
 sich von dem Fluch zu lösen. —
 Doch bleibt er sich der That bewußt!

Und als sein Muth will sinken
 und seiner Hoffnung Zuversicht:
 da will es ihm bedünken,
 als leuchte sonst ein Himmelslicht.
 Er klagt dem Bischof seine Noth
 und seines Herzens Sehnen,
 mit Seufzern und mit Thränen,
 und beichtet seines Bruders Tod.

„Hochwürdiger,“ so spricht sein Mund —
 „Glaubt, daß ich nichts verhehle.
 „Nur macht mein krankes Herz gesund
 „und tröstet meine Seele,
 „und sprecht mich frei durch Gottes Huld,
 „den Reuigen beschieden,
 „von meiner großen Sündenschuld,
 „und gebt mir wieder Frieden!“

„Mit tiefem Gram ist mein Gemüth
 „in Angst und Noth umfassen;
 „So weit des Himmels Auge sieht,
 „so weit die Fluren prangen,

„verfolgen mich die Schrecken
 „des Mordes, ohne Raft und Ruh,
 „der Schlummer schließt mein Auge zu,
 „mich fürchterlich zu wecken.“

„Darum, o Herr! erbarmet Euch
 „des Sünders, fluchbeladen,
 „und öffnet mir das Himmelreich;
 „führt mich zum Thron der Gnaden,
 „und nennt, zu meiner Leiden Ziel,
 „aus meines Elends Ketten
 „mich endlich zu erretten,
 „mir nur ein heiliges Aysl!“

„„Der Herr will nicht des Sünders Tod;
 „„er soll gebessert leben!
 „„Der Richter hat den Fluch gedroht:
 „„Der Heiland wird vergeben!““
 So tröstete der heil'ge Mann,
 mit salbungsvoller Gabe,
 an des Apostels Grabe
 den tiefgebeugten Rittersmann.

„Noch will“ — so läßt der Priester sich
 nun weiterhin vernehmen —
 „die heil'ge Kirche mildiglich
 „den Sündern sich bequemen:
 „denn Gottes Allbarmherzigkeit
 „hört gnädig auf ihr Flehen

„und hat dazu, in dieser Zeit,
„gar manchen Ort ersehen.“

„Gen Norden liegt ein rauhes Land,
„vom weiten Belt umflossen:
„da hält der heil'gen Jungfrau Hand
„den Schmerzenssohn umschlossen,
„Ein Kirchlein birgt das Wunderbild
„auf wildem Bergesrücken! —
„Dort, dort wird Euer Gram gestillt
„und Ruhe Euch erquicken!“

„Man nennt es Pomerania,
„dies Land an ferner Küste;
„und von dem Berge sieht man nah
„die weite Wasserwüste.
„Ein steiler Pfad, aus dunklem Thal,
„führt Euch zum neuen Leben;
„dort, dort wird Euch vergeben,
„und enden des Gewissens Quaal.“

„„„Herr! Spottet nicht des Armen!““
der hocherstaunte Ritter spricht —
„„„Das göttliche Erbarmen
„„„wohnt auch auf jenem Berge nicht!
„„„Wißt, dort ist meiner Heimath Land; —
„„„ein Ort der Angst und Leiden,
„„„wo mich die That, mit schneller Hand,
„„„beraubte aller Freuden.“““

„„ So ist in weiter Gotteswelt
 „„ kein Ziel für meine Trauer!
 „„ Kein milder Gnadenschimmer hellt
 „„ der Seele düstern Schauer!
 „„ Verzweiflung treibt mich hin und her,
 „„ durch Wald und Flur und Klüfte!
 „„ O! deckten meine Schuld das Meer
 „„ und finstre Felsengrüfte!““

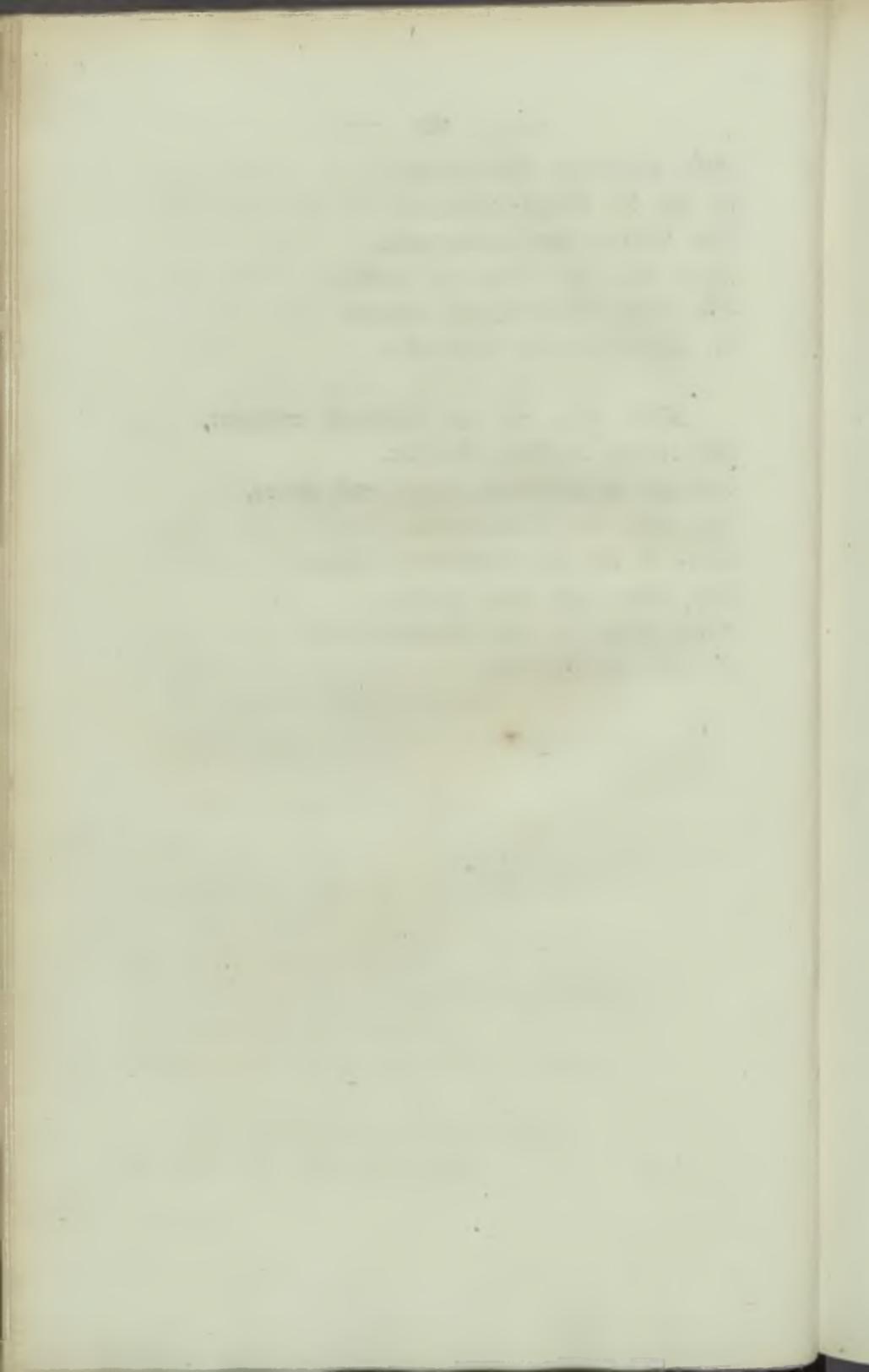
„„ Das ist der Wurm, der nimmer stirbt,
 „„ der nagt an meinem Herzen!
 „„ Das ist die Glut, die mich verdirbt
 „„ mit tausend Höllenschmerzen!
 „„ So muß ich denn verzagen,
 „„ und, nach dem strengen Urteilspruch,
 „„ des Lebens Bürde tragen,
 „„ beladen von der Sünde Fluch!““ —

Mit seinem Wanderstabe
 verläßt den Tempel er sofort
 und wandert nach der Heimath Ort,
 zu seines Bruders Grabe,
 am fernen Fluthenspiegel.
 Da treibt ihn der Verzweiflung Schmerz;
 und auf dem Rasenhügel
 stößt er den Dolch sich in das Herz.

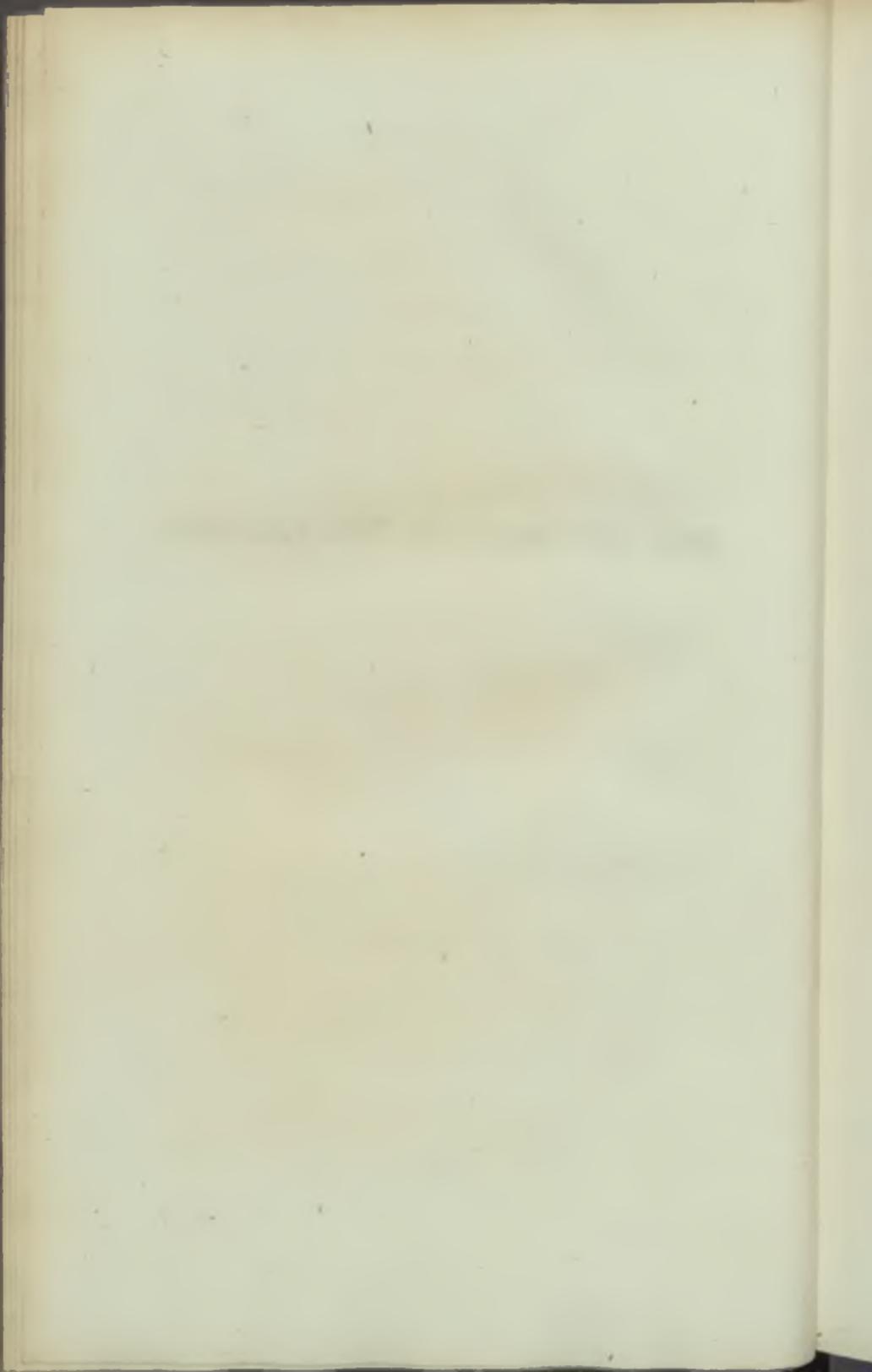
Des Grabgelautes Trauerklang
 ist nicht um ihn erklingen.

Kein feierlicher Chorgesang
ist um die Gruft gesungen.
Der Pilger, der vorübergeht,
scheut sich, den Fluch zu wecken.
Ein kalter Geisterhauch umweht
die Stätte dunkler Schrecken.

Dort ist's, wo das Gespenst erscheint,
aus tiefem dunklem Grunde,
und wo es wimmert, klagt, und weint,
und zeigt die Todeswunde.
Dort ist des Brudermörders Haus;
kein Leben darf dort weilen.
Dort ruhet nie ein Wanderer aus;
er muß vorüberreiten.



Das Wunder in Musseken.



Aus hohem Eichendunkel schaut
ein grauer Thurm hervor;
der ist in alter Zeit erbaut
mit Kirche und mit Chor;
da prangen, vom Glanz der Sonne bestrahlt,
die bunten Fenster, mit Wappen bemalt.

Und blicken ernst und still hinab,
im abendlichen Schein,
auf manches alte Menschengrab
und manches Todtenbein —;
sie schimmern und schatten so schauerlich —
Jahrhunderte haben sie hinter sich.

Seitdem ist oft der Feierklang
im Glockenstuhl verstummt;
und fromm Gebet und Chorgesang
und Orgelton verstummt —;
doch immer noch hallen am heil'gen Ort
die alten geweihten Klänge fort.

Hier hat man einst, in grauer Zeit,
ein seltsam Ding erlebt,

wie schnöder Stolz und Eitelkeit
dem Höchsten widerstrebt,
und wie das strafende Gottesgericht
sich offenbaret, nach altem Bericht.

Am glanzgeschmückten Hochaltar
der ernste Priester stand,
zu bringen heilig Opfer dar,
den Kelch in seiner Hand;
und zeigt im stralenden Himmelsstern
der frommen Gemeine den Leib des Herrn; —

Des Herrn, der einst in Müh und Noth,
durch's Erdenleben ging
und, ringend mit dem Martertod,
am blut'gen Kreuze hing;
der Lieb' und Demuth die Menschen gelehrt,
und Reich und Armen den Himmel gewährt.

Als nun zum heil'gen Bundesmahl
die Gläubigen sich nah'n,
für ihrer Sünden große Zahl
Vergebung zu empfangen:
tritt auch, verlangend mit reuigem Sinn,
ein Hirtenweib betend zum Altar hin.

Und als, von des Erlösers Tod,
der würd'ge Priester zeugt,
und sie, das werthe Himmelsbrod

zu nehmen, fromm sich neigt:
 da drängt die Edelfrau, zornig und frech,
 die Arme vom heil'gen Tische hinweg.

Geschmückt mit seidnem Gewand
 und Glanz und Flimmerschein,
 den Busen frei, beringt die Hand
 mit Gold und Edelstein,
 will, aufgeblasen von Hochmuth und Wahn,
 das sünd'ge Wesen dem Höchsten sich nah'n.

Und sieh! die heil'ge Hostie fällt
 zu ihren Füßen hin —
 Weh dir, du arge eitle Welt!
 Weh dir, o Sünderinn!
 Es dämmern die Kerzen im trüben Schein;
 ihr sinken die Kniee zum Boden hinein.

Und festgebannt zur selben Stund,
 steht sie, halb leblos, da
 im kalten feuchten Erdengrund,
 dem Schreckenstode nah,
 und mag von dannen bewegen sich nicht;
 ihr starrt das Entsetzen im Angesicht.

Die zitternde Gemeine schaut
 solch Wunder sichtbarlich;
 dem Priester am Altare graut, —
 er kreuzt und segnet sich,

und neiget sich knieend zum heiligen Gut: —
da siehet er klärlieh drei Tröpflein Blut.

Und als in Buße, Reu und Leid
die Dame sich bekehrt,
hat Gottes Allbarmherzigkeit
ihr heißes Flehn erhört;
da wird sie erlöset vom harten Zwang,
und bleibet demüthig ihr Lebenlang.

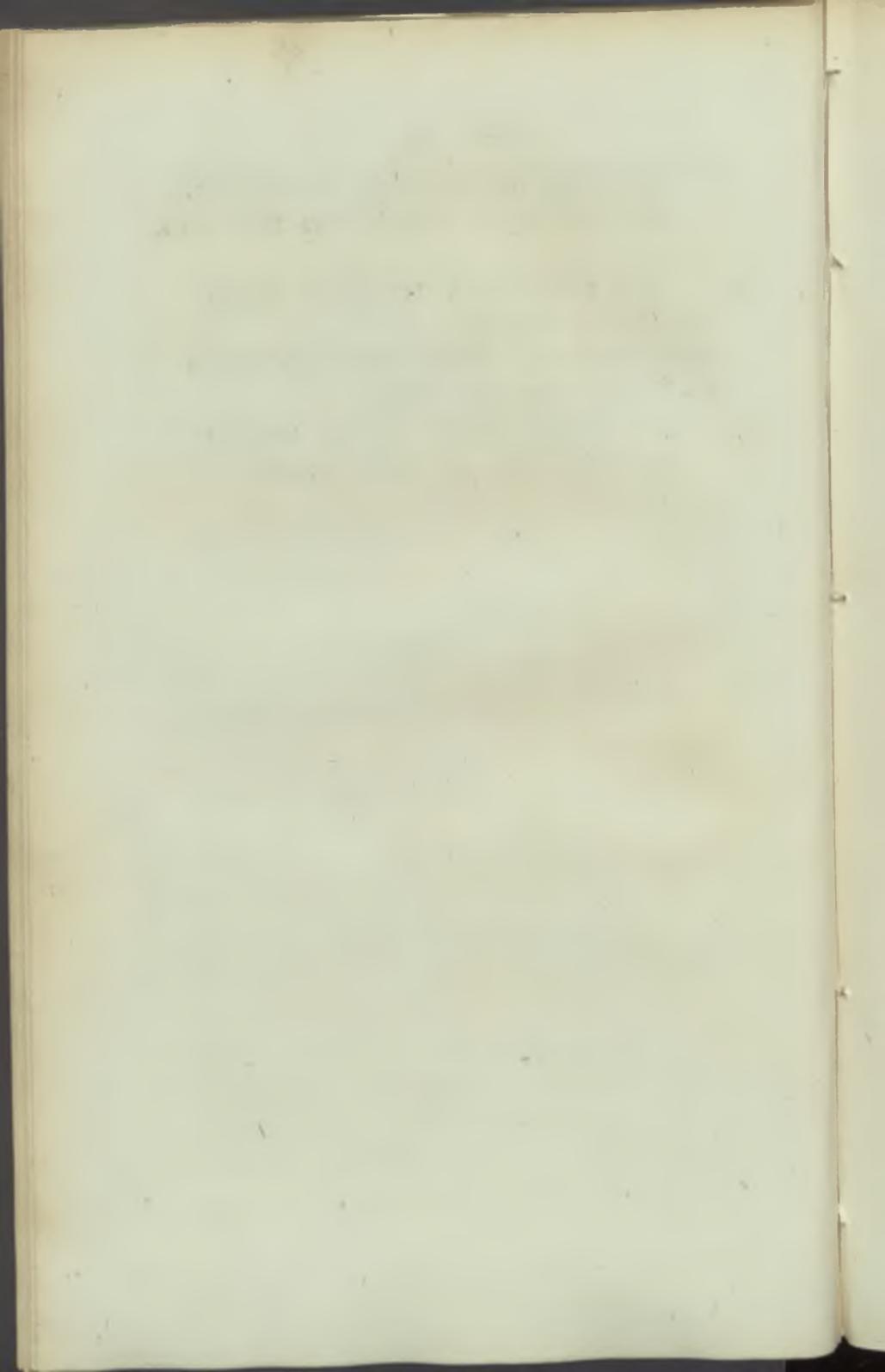
Die Wunderhostie aber hüllt
das Tabernakel ein;
da strahlt das heil'ge Christusbild
mit blutig, rothem Schein;
und reichlicher Ablass zum Seelenheil
wird hier dem reuigen Sünder zu Theil.

Wohl ist schon längst der Glaube todt,
der solch Mirakel sah,
und von dem blut'gen Himmelsbrod
ist keine Spur mehr da;
Gestalten verwehen im Hauch der Zeit,
es wechselt der Meinung vergänglich Kleid.

Doch bleibet stets das Wort des Herrn
den Menschen wohl bewußt,
und flammt, ein schöner Himmelsstern,
in jedes Edlen Brust,

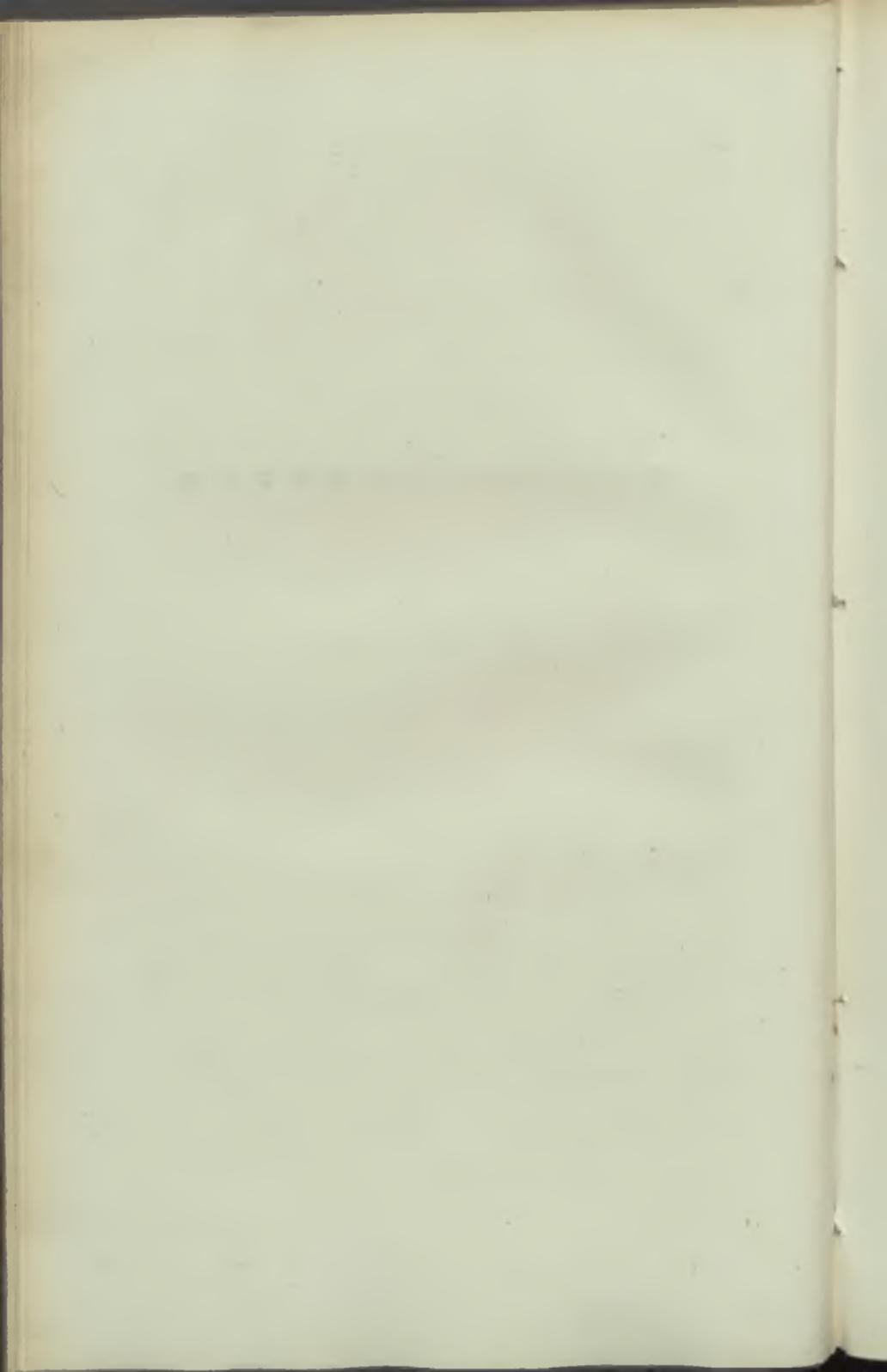
und heiligt den christlichen Bruderbund,
und giebt sich in Demuth und Liebe kund.

Und nimmer wird der Zeiten Sturm
das Heilige verwehn,
wenn längst von Kirche, Chor und Thurm
die Pfeiler nicht mehr stehn;
denn nimmer veraltet und nie vergraut
was ew'ge Liebe auf Erden gebaut.



Der Gollenberg.

Eine Phantasie.



Was schaust du hinauf in die lustigen Höh'n,
Als klagtest du Wolken dein Leid,
Die flüchtig, wie Träume, vorüberweh'n —
Ein Sinnbild der eilenden Zeit.

Aus Nebel und Dünsten emporgezogen,
Jägt sie der Sturm durch des Aethers Wogen.

Einst kränzte die waldige Scheitel die
Kapelle mit Altar und Chor;
Und köstlicher Weihrauchsdunst wallete hier
Zum Gnadenbilde empor,

Wo reuige Pilger aus fremden Landen,
Vom Banne geldset, Erhörung fanden.

Da stimmerte nächtlich am heiligen Ort
Gen Osten das ewige Licht.

Geweihte Priester verwalteten dort
Des Hochamtes tägliche Pflicht;

Und feierlich, aus den gewölbten Hallen,
Beim Sanctus die silbernen Töne schallen.

Da rief des Geläutes ernst mahnender Klang
 Zur Andacht am Tage des Herrn;
 Und betend erstiegen den Bergeshang
 Die Waller von nah und von fern.

Da durfste, gebückt am Throne der Gnaden,
 Der Sünder das quaalvolle Herz entladen.

Da hüllte des Friedhofes einsame Gruft,
 Dem Tage der Garben geweiht,
 Umwehet von blühender Linden Duft,
 Entschlummerter sterbliches Kleid.

Es wanken die Schatten, im Abendstrahle,
 Um schimmernde Kränze der Todtenmaale.

Und hoch, wo der himmelanstrebende Thurm
 Sich spiegelt im tosenden Meer, —
 Da leuchtet dem Schiffer, erschreckt vom Sturm,
 Die Flamme der Rettung daher.

Kühn segelt er hin durch das nächtliche Grauen,
 Das gastliche Ufer der Heimath zu schauen.

Da blicktest du groß und herrlich hinab
 Zu den friedlichen Hütten im Thal,
 Und in das wogende Fluthengrab,
 Und hinauf zu dem himmlischen Strahl.

Das Leben, im kindlichen Glauben besangen,
 War um dich her bildend hervorgegangen.

Von außen her stürmte die Geistesmacht
Den alternden sinnlichen Wahn.
Die Fackel entbrannte in finst'rer Nacht,
Und loderte wolkenhinan. —

Da schwanden der Vorzeit hehre Gestalten
Und wichen dräuend den fremden Gewalten.

Es löschte die Lampe. Das ewige Licht
Erbleichte am wüsten Altar.

Der büßende Pilgersmann spendete nicht
Die Opfergabe mehr dar.

Es stürzen die Bogen; die Pfeiler sinken;
Durch öde Hallen die Sterne blinken.

Jahrhunderte zogen, entfremdet und kalt,
Die hohen Ruinen vorbei.

Da brachen die Trümmer, durch rohe Gewalt,
Vom alten geweihten Gebäu;

Und auf der Väter gesunkenen Grüsten
Winkt traurig der welkende Halm in den Lüften.

Nun lenket der Pilger, im Waldesplan,
Vom dunkel umschatteten Weg,
Die Schritte den dräuenden Berg hinan
Zum einsam betretenen Steg,

Zu schauen hinter des Vorlands Küste
Die brausenden Bogen der Wasserwüste.

Und es gehet die Sage aus grauer Zeit:
Einst werde das Heiligthum,
Den Geistern gefallener Helden geweiht,
Erstehen in Glanz und in Ruhm.

Dann sollen zu den gewaltigen Hallen
Der Nachwelt späte Geschlechter wallen.

Der Eremit.

Vergrab' dich in die Einsamkeit mit deiner Sünde —;
Wer tilgt die Schuld, wer reinigt das Gewissen?
Die Reue nur hat Anspruch auf Erbarmen!

Es war ein kühler Abend im Sommer, die Kelche der Feldblumen schlossen die buntfarbigen Blätter, die gelben Kornähren nickten wogend, und sogenden nährenden Thau ein.

Das Geläute heimkehrender Heerden verhallte in der Ferne, die Flöte des Hirten war verstummt, die Sängler des Waldes schwiegen, und schon umarmte Finsterniß die fernher dräuenden Alpen, von denen herab sie schaurig ins Thal sank; da schritten zwei Wanderer aus dem Dunkel eines Waldes hervor. Ihr Gang war schnell wie die Eile der Fliehenden, von keinem Gespräche begleitet, setzten sie schweigend den Weg fort; als müßten sie Gefahren und Unglück entrinnen, bis ein nahes Rauschen wie Stromesflut ihre Aufmerksamkeit fesselte.

„Wir sind irre gegangen,“ sagte zuerst Theobald leise, und hemmte horchend die Schritte; „Hugo, hörst Du nichts?“

„So scheint es,“ antwortete dieser sich umsehend, als wollte er rückwärts ein Merkmaal zum Auffinden des verlohrenen Pfades erschauen.

„Nein,“ flüsterte Theobald, „es ist gewiß, hier ist nirgend ein Weg mehr.“

„Das verwünschte Land!“ eiferte Hugo; „es läßt seine Beute nicht fahren. Aber warum mußten wir auch gestern noch so lange verweilen.“ —

„Das hilft zu nichts Hugo. Lobe Gott und die Heiligen, daß wir jetzt hier sind. Laß uns rasten hier unter des Baumes Dach, bis die Morgenröthe den Tag weckt.“

„So sey es,“ erwiederte Hugo, und beide schlichen leise und schüchtern nach der Stelle, wohin das Flüstern der Blätter sie einlud.

„Morgen also erst,“ unterbrach Theobald die Sille; „morgen erst wird es uns vergönnt seyn, den heimatlichen Boden zu schauen, und den süßen Klang deutscher Worte zu vernehmen!“

„Ach,“ seufzte Hugo, „das war längst mein inniges Begehrt, mir hat die welsche Lust, so hoch sie gepriesen wird, nie wohl gethan. Und nun vollends das heutige Abenteuer, es hat mir alles verleidet, was es hier sonst Reizendes giebt. Wäre nur erst der Morgen da! Hugo hörest du nichts?“

Dann schwiegen beide eine Zeitlang und horchten, dann knüpften sie heimlich das unterbrochene Gespräch wieder an, und redeten von der Vergangenheit, und unterhielten sich von der Zukunft und von der frühlichen Stunde des Wiedersehens, die in der geliebten Heimat ihrer wartete.

Es waren zwei Jünglinge aus patrizischem Geschlecht, in einer freien deutschen Stadt geboren, nachbarlich erzogen, zu hohen Würden bestimmt.

Nach der Sitte des Zeitalters hatten beide die Hörsäle der weltberühmten Hochschule Bononiens besucht, und waren nach dreijähriger Abwesenheit aus dem Vaterlande nun im Begriff zurückzukehren. Sie hatten die Dürftigkeit niemals gekannt, und nicht Armuth würde sie vermocht haben den beschwerlichen Weg zu Fuße zu machen; sondern allein die Ansicht von der angenehmen Freiheit des Reisenden, den kein bequemer Zwang auf seinem Wege hindert, die Schönheiten der Natur nach Wohlgefallen zu bewundern, und das Treiben und Thun der Menschen zu beachten. Ein solcher Entschluß konnte nur in dem Gemüth edler unverdorbenener Jünglinge reifen, deren Geist nicht verwildert, deren Körper nicht entnervt war. Sie waren beides nicht, der Gifthauch italischer Ueppigkeit hatte die Reinheit ihres Gemüths nicht verlezt, sie brachten den biederen Sinn und die deutsche Treue unbescholten zurück. Aber der Versucher war nicht bei ihnen vorüber gegangen. Der Reichthum der Jünglinge, ihre hohe Gestalt, ihr edles einnehmendes Wesen öffnete ihnen in Bologna Palläste und Herzen. Theobald, von ernsterer Art als Hugo, liebte den belehrenden Umgang des bedachtsamen Alters, in-solchem fand er seine Befriedigung. Anders, aber darum nicht schlechter war Hugos Sinn. Ihn ergökte das lustige Treiben der Jugend, und er betrachtete jede Stunde irdischer Fröhlichkeit als einen billigen Ersatz für manche geistige Anstrengung. So gerieth

er häufig in Gesellschaften, deren Angenehmes auch durch die Reize des anderen Geschlechts erhöht wurde, und es konnte nicht fehlen, daß unter so manchen Veranlassungen eine Neigung erwachte die dem schuldlosen Wandel des Jünglings Gefahr drohete, und ihn einst, wiewohl ohne sein Zuthun, in wirkliche Lebensgefahr brachte. Theobalds herzliche Ermahnungen; der Gedanke an die Heimat, vor allem aber sein kindlicher gottesfürchtiger Sinn, richteten den fast Gefallenen in Zeiten auf, er entging den Lockungen der Lust. Eine edlere Beschäftigung trat von nun an in die Stelle des jugendlichen Leichtsinns, und er fand in dem Streben nach dem Höheren völligen Ersatz für die saden Ergößlichkeiten der Sinnenwelt.

So hatten sich die Neigungen beider Jünglinge wiewohl unter verschiedenartigem Umgange zu dem nemlichen Ziele entwickelt. Es war das Gefühl der Rechtlichkeit, welches sie nimmer verließ; das Forscher nach Wahrheit, der sie unausgesetzt huldigten.

Damals war die Christenheit aufgeregt worden durch einen sächsischen Mönch, der aus der Verborgenheit seiner Zelle den Blickstrahl schleuderte, wodurch die im Wahnglauben versunkene Welt erhellt werden sollte.

Er war ein Deutscher — sein Wort umfing mit unwiderstehlicher Kraft die Gemüther, vor allen aber der Jugend, welche mit aufgeschlossnem Sinn das Rechte und Gute wohl zu er-

kennen vermochte und freudig der Geistes Kraft huldigte.

Zu jener Zeit gab es fast keinen Lehrstuhl in Europa, von welchem herab die neuen Meinungen nicht geprüft und bestritten worden wären. Die Schriften Luthers waren in allen Landen verboten, und wurden doch in allen Landen gelesen. Auch zu der Jünglinge Ohren kam die neue Zeitung aus dem Vaterlande herüber.

Der feurige Hugo konnte es sich nicht versagen, sein Urtheil je zuweilen mit fast zu vielem Freimuth zu äußern; Theobald warnte ihn oft, obgleich er eigentlich seine Ueberzeugung theilte. Schon waren beide auf ihrer Heimkehr nur noch eine kurze Tagereise von den Grenzen der Heimath entfernt, als sie von dem zurückgelegten Wege ermüdet, in einem Dorfe Nachtherberge suchten.

Bald nach ihnen traten zwei Männer ein, und fingen mit einander, wie es schien, ein vertraulich Gespräch an. Es betraf einen so eben ergriffenen Ketzer, der vorlaut von den Dächern herab die neue Lehre verkündiget hatte.

„Beim heiligen Anton,“ sagte der eine erhitzt, „man sollte die ganze Brut vertilgen mit Weib und Kind und dem Säugling! Zum Feuer mit den Teufels Aposteln und ihrem Anhang!“ „So lange der Augustiner lebt und geschützt wird, ist keine Hoffnung,“ sprach der andere. „Die Deutschen sammt ihren Fürsten sind den Bestien gleich, von ihnen

kam von jeher Empörung gegen den heiligen Stuhl. Verderben über sie!“

„Bei Sanct Peters Gebeinen!“ fuhr der erste fort, „es ist eine unverantwortliche Dummheit, dem wahnsinnigen Mönche so viel Glauben zu schenken, ihn hat der Teufel besessen!“

Theobald hielt sich während dieses Gesprächs stille, und blickte Hugo bittend an; aber dieser verstand ihn nicht.

„Liebe Herren,“ redete er die Männer an, „vergebt mir ein Wort: ihr scheltet auf die Deutschen. Ich bin ein Deutscher, laßt uns mit Frieden! Und was den Ketzer betrifft; so wird ihm hoffentlich nach Recht wiederfahren wenn er gesündigt hat. Der Irrthum ist eine gar menschliche Schwachheit — wir irren alle.“

„Der heilige Vater irrt nicht,“ fuhr der Gegner auf, „euch und allen deutschen Ketzern zum Troß! Wer seid ihr, daß ihr so vermessen reden möget? Ich verhafte euch, ihr seid Ketzer!“ Er eilte hiermit nach der Thüre, und rief das Hausgesinde herbei.

Da war guter Rath theuer, und nur Entschlossenheit konnte die Jünglinge retten. Mit furchtbarer Stärke warf Theobald den leichten Welschen zu Boden, der ihm den Weg vertrat, Hugo folgte seinem Beispiel, und beide schritten feck mit vorgehaltenen Knotenstäben durch die herbeieilenden Hausgenossen. Die Abgelegenheit des Orts, der

nahe Wald und die Dämmerung des Abends begünstigten ihre Flucht, und so waren sie unaufhaltsam der Grenze zugeeilt, wo wir sie auf dem Irrwege in dunkler Nacht so eben verließen.

Sie hatten sich unter dem Baume gelagert, und schon waren einige Stunden für die Hoffenden viel zu langsam vergangen, als Hugo plötzlich den Schein eines Lichtes wahrte, welches in der Ferne zu winken schien. Er machte seinen Gefährten aufmerksam, und beide beschloßen diesem Leitstern zu folgen. Sie gingen darauf zu, und erreichten das Ufer der Etsch, die von den Gebirgen herab ihre Fluten brausend ins Thal wälzt. Da schien es ihnen noch dunkler zu werden vor den Augen als vorhin, wiewohl der Schimmer des Lichts heller wurde und näher kam. Der Strom hatte sie in seiner Krümmung verlassen, ein Felsen lag vor ihnen, umwaldet und finster. Von oben herab erschalleten dreimal die Töne einer Glocke, es war um die Stunde der Mitternacht.

„Siehe,“ sagte Theobald, „das Licht! Es kömmt mir vor, als bewege es sich.“ Hugo bemerkte das Nemliche und sprach: „Laß uns rufen.“ „Gemach,“ sagte jener; „was willst du thun, um die Räuber zu wecken, die hier fast in jeder Felsenkluft hausen? Laß das. Mir ist es, als wäre dort oben das Mauerwerk von irgend einem zerstörten Raubschlosse, wo jetzt die Buschklepper ihre Beute theilen mögen.“ —

„Wozu,“ warf ihm Hugo ein, „wäre denn die Glocke geläutet? Die Schnapphähne werden sich hüten, ihren Schlupfwinkel auf solche Weise zu verrathen,“ und kaum hatte er dies gesagt, so begann er auch schon aus voller Macht sein: „Hollah! Hollah!“ zu rufen.

Der bedachtsame Theobald zog ihn hinter ein dickes Gebüsch und sagte leise: „so rufe denn, aber denke auf den Rückzug wenn es Noth thut.“ Hugo verstärkte den Ruf, und bald schien das Licht auf dem Felsen zu wanken, bis es endlich gar verschwand.

„Horch!“ flüsterte einer dem andern zu, „es hallt durch die Nacht wie Menschentritt!“ Und dem war also, von oben herunter schlich eine Gestalt langsam und vorsichtig, die Leuchte in der Linken, in der Rechten einen Knotenstab. „Wer ruft?“ fragte es in einiger Entfernung.

„Zwei arme irrende Wanderer,“ erwiderte Theobald, „die ein friedliches Obdach suchen.“

„Wenn eurer nicht mehr sind, so haltet euch noch wenige Schritte links neben dem niedrigen Buschwerk, bis ich zu euch gelange.“ Sie thaten wie geheißsen, und siehe, bald stand vor ihnen ein langer hagerer Mann, blassen Angesichts, im Eremiten Gewand. Er leuchtete ihnen vorsichtig unter die Augen, und sprach dann ruhig und freundlich: „Was führt euch hieher, wer seid ihr, wohin wollt ihr?“

Schon als die Jünglinge den deutschen Ruf des Einsiedlers vernahmen, war es ihnen wunder-
seltsam ums Herz geworden, jetzt antworteten sie
ihm desto vertraulicher. „So folgt mir denn,“
sprach er gutmüthig; „ein Lager will ich euch
geben.“

Er stieg voran, und führte sie durch den wilden
verwachsenen Pfad bis zur Mitte des Felsen unter
zusammengestürzte Thürme und verwittertes Mauer-
werk, in eine Klausel, welche mit Moos und Stroh
bedeckt, in dem halb verfallenen Thore der ehemali-
gen Burg angelegt war.

„Hier,“ sagte er, seine Lampe anzündend:
„hier ist meine Wohnung. Euer Nothruf hat die
Stunde meines Gebets unterbrochen, wozu meine
Glocke das Zeichen gab. So erlaubt denn, daß ich
dem Ewigen gebe was sein ist, und haltet euch stille,
bis ich wieder komme.“ Dann verließ er sie schwei-
gend, und warf sich draußen nieder zu beten unter
dem Kreuze, welches vor seiner Hütte stand. Die
Jünglinge sahen sich unterdeß in dem ärmlichen
Gemach um. Ein Lager von Moos und Laub, eine
Decke von Fellen, ein Wasserkrug und ein Psalter
machte die ganze Habe des Besizers aus.

„Höre,“ flüsterte Hugo seinem Begleiter
zu; „dieser Klausner mag wohl ein heiliger
Mann seyn!“

„Du bist sehr bald mit deinem gutmüthigen
Urtheile fertig,“ sagte Theobald, „ich liebe die Ein-

samen nicht. Was hat die Welt ihm gethan, daß er sie meidet, und im gottseligen Nichtsthun seiner Pflichten vergift?"

„Hartherziger Mensch,“ sprach Hugo, „ehre das Unglück!“

„Das Unglück!“ erwiederte jener, „das soll ihn eben treiben, die göttliche Kraft zu erproben durch Widerstand. Glaube mir, alles ist gut.“

Der Einsiedler trat ein. „Du hast recht gesprochen,“ sagte er zu Theobald mit fast väterlichem Blick; „das Unglück erprobt die Kraft. Darum soll der Mensch den Kampf mit ihm müthig bestehen. Thue das Jüngling, und der Herr stärke dich in der Noth!“

Vor allem aber lagert euch hier, und nehmt vorlieb mit dem was ich zu geben vermag.“ Er schob jetzt den verborgenen Kiesel in der Mooswand zurück, und langte aus dem geheimen Behältniß, getrocknete Feigen, Brod und Ziegenkäse hervor. „Das bringen mir die frommen Hirten der Gegend,“ sagte er, „mehr habe ich nicht. Gefällt es euch, so genießet davon so viel ihr wollt.“

Die Jünglinge sahen einander an. Da nahm Hugo das Wort. „Ehrwürdiger Vater,“ sagte er, „wir sind hungrige Reisende, ihr werdet morgen darben, beraubet euch nicht. Laßt uns hier nur die Morgenröthe erwarten, und gebt uns dann Kunde von der Straße die am nächsten gen Inspruck führt; dann wollen wir euch fürder nicht beschwerlich seyn.“

„Da ihr hungrig seid,“ versetzte der Alte mit sehr ernsthafter Miene; „so müßt ihr auch essen, und weil es euch dargeboten wird, sollt ihr es nehmen. Entheiliget das Gesetz der Natur nicht um eurer Bescheidenheit willen, und seid meinerwegen ohne Kummerniß. Es sind dreißig Jahre her, seitdem ich hier lebe, und noch nie hat mich Mangel gedrückt. Nehmet hin und esset.“

Solchen herzlichen Worten vermochten sie nicht zu widerstehen, sie nahmen was vor ihnen stand.

Und als sie gesättiget waren, hub der Einsiedler an: „nun wird euch Ruhe Noth thun, ihr habt einen weiten Weg zurückgelegt. Nachts euch bequem, so gut ihr es hier findet. Befehlet euch Gott und schlaft ohne Sorgen, euch wird kein Leid widerfahren. Der Engel des Herrn beschütze euch, und heilige eure Gedanken wenn ihr erwacht! Mitternacht ist vorüber, bald wird der Morgen grauen, nur wenige Stunden sind es bis dahin, versäumet sie nicht.“

„Mein Schlaf ist vorüber,“ sagte Theobald, „laßt uns. Wir sind euch höchlich verbunden für eure Güte und Liebe, und weil ihr eine gleiche Sprache mit uns redet, so möget ihr wohl ein Deutscher seyn, und desto mehr werden wir an eurer Unterhaltung gewinnen, so es euch gefiele lieber mit uns zu plaudern. So gut ist es uns lange nicht worden. Drum bleibet bei uns, und laßt euch die Neugier nicht verdriessen, wenn ich euch frage: wel-

thes Schicksal einen solchen Mann wie ihr seid dahin bringen konnte, der Welt zu entfliehen, und sich in diesen wilden Aufenthalt zu begeben?"

Der Einsiedler setzte sich auf ein Mauerstück und sagte: „davon läßt sich zur Nachtzeit nicht gut reden. Aber weil ihr doch munter seid, so wollen wir uns von dem lieben Vaterlande erzählen, das wird euch behaglicher seyn, als meine traurige Geschichte, und damit werdet ihr mir auch die Herberge vergelten, obgleich dieser geringe Dienst keines Dankes bedarf, denn ich höre dergleichen gar zu gern in meiner Einsamkeit.“

„Das kann euch bald gewährt seyn,“ sprach Theobald. „Wir sind Franken, unsre Vaterstadt ist Nürnberg. Ich und mein Gefährte sind den Wissenschaften in Bologna obgelegen wo Hugo Verwandte hat.“

Der Alte horchte hoch auf. Theobald fuhr fort: „seid ihr dort bekannt?“ „Früher wohl,“ seufzte er, „aber es ist schon eine gar lange Zeit vorüber; fast mögen die alten Namen erloschen seyn. Also Hugo nennt sich dieser Jüngling?“

„Hugo von Errisheim,“ fiel dieser rasch ein, „und meines Vaters Schwäher wohnt zu Bologna, von dannen wir gekommen sind.“

„So, so! Nun euer Vater wird sich freuen, so er euch gesund wieder sieht. Aber wie hat euch denn der Aufenthalt in dem wälischen Lande gefallen? Nicht wahr; es ist ein schönes, ein merkwürdiges Land?“

„Ja wohl,“ entgegnete Theobald, „ein schönes Land und merkwürdig für uns beide obendrein. Wir haben des Merkwürdigen darin so viel gesehen, daß wir wohl gewünscht hätten, das Merkwürdigste nicht zu erleben.“

„Ihr sprecht in Räthseln,“ sagte der Alte; „erklärt euch deutlicher. Euch hat gewiß ein seltsames Ereigniß noch so gar spät in diese Wildniß geführt. Wir könnt ihr vertrauen, vielleicht kann ich euch nützlich seyn.“

„Eigentlich,“ erwiederte Theobald; „kann die Erzählung davon zu weiter nichts frommen, als die noch übrigen Stunden bis zum Anbruche des Tages auf eine unterhaltende Weise zu verkürzen, und aus diesem Grunde will ich euch kürzlich wiederholen, was uns begegnet ist. Nur müßt ihr mir zuvor eine Frage erlauben. Was haltet ihr von der Kezerei?“

Der Eremit sah bei diesen Worten den Frager scharf an. „Wer die heilige Kirche muthwillig schmäht, der ist ein Berruchter.“

„Da drückt ihr euch unbestimmt aus, ehrwürdiger Vater,“ sagte Theobald, „ich meine die Abtrünnigen nicht, die den Glauben verläugnen.“

„Was verstehst du unter Glauben, mein Sohn,“ entgegnete jener, „fast vermuthe ich, die Schule hat dich verwirrt. Es vermag Niemand seine Ueberzeugung aufzugeben; er sey denn eines Besseren belehrt worden. Ist aber deine Ueber-

zeugung die Beste, so bedarfst du keiner andern, und darfst nicht darnach trachten.“

„Streitet euch nicht mit Worten,“ unterbrach ihn der feurige Hugo, „laßt mich erzählen. Ist nicht auch in diese Einnde das Gerücht von der neuen Lehre aus Deutschland zu euch gedrungen? Wie der Mönch aus Sachsen den heiligen Vater feck zum Kampfe gefordert, und das Gebäude seiner Macht erschüttert hat? Wie er gegen die Mönche und Kloster Gelübde gewaltig geprediget und großen Anhang gefunden?“

„Ei, ei,“ sagte der Alte verwundert, „solches ist mir nie zu Ohren gekommen, aber, sprecht leise —, wie ist das zugegangen, und wie hat sich der gute Bruder so etwas unterfangen mögen?“

„Was uns betrifft,“ erwiederte Hugo; „so dürft ihr uns darum nicht für Ketzer halten, weil wir fast zu seinen Jüngern gehören.“ Theobald sah ihn bei diesen Worten mit warnenden Blicken an. Der Eremit bemerkte es und lächelte. „Seid ohne Argwohn,“ sagte er sanft, „ich bin kein Beräther, und nur Gott gebührt es die Meinungen der Sterblichen zu richten.“

Die Jünglinge wurden nun zutraulicher, und manches freie Wort ging über ihre Lippen, bis endlich Hugo mit der Erzählung der gestrigen Tagesgeschichte endigte.

„Ihr habt wohlgethan,“ begann darauf der Alte, „mir solches alles mitzutheilen, nicht sowohl

um eurer selbst, als auch um meinethwillen. Jetzt müßt ihr noch vor Tages Anbruch meine Hütte verlassen, denn ich fürchte man werde euch nachspüren, und ich möchte es nicht gerne, daß man euch bei mir fände, oder auch nur euren Aufenthalt bei mir vermuthete. So laßt uns denn bald ausbrechen von hier, ehe es tagt, ich werde euch eine Strecke begleiten."

Und schon zog ein purpurner Streif am östlichen Himmel entlang, die Vögel im Gebüsch fingen an sich zu regen, die Natur hatte den kurzen Schlummer geendet. Da stiegen die drei den gekrümmten Pfad vom einsamen Felsen hinunter, und wanderten über Hügel und Thal queerselbein der Heerstraße zu.

"Hier," sagte der Alte, "hier ist nun der Weg nach dem lieben Vaterlande. Ach, daß ich nicht mit euch gehen darf!"

"Was hindert euch daran," sagte Theobald, und faßte mit herzlicher Vertraulichkeit seine zitternde Hand; "was hindert euch daran, guter Vater? So dort eure Heimat ist, kommt mit uns. Ist dort kein Auge mehr, das ob eurer Wiederkehr Freudenthränen weint; schlägt dort für euch kein verwandtes Herz? Sind alle die Eurigen todt, und seid ihr denn so gar verlassen?"

Da füllten sich die grauen Wimpern des Greises mit Thränen, er stand den Jünglingen gegenüber wie eine Jammergestalt, und erregte ihr herz-

liches Mitleiden. Ein heftiger Kampf schien sein Inneres zu bewegen, und im langsamen weiter gehen, sagte er seufzend: „Ihr habt durch eure Reden den Frieden gestört, der mir nach vollbrachtem Streit mit der Welt zu Theil worden ist. Aber das Schicksal ist noch nicht versöhnt, darum müßtet ihr zu mir kommen und mich irre machen an Gottes Barmherzigkeit. Was soll ich euch sagen? Ihr sandet mich in der Wildniß, deßhalb möget ihr wohl denken, daß ich die Menschen fliehe. Dem ist freilich jetzt also, aber — es war eine Zeit, wo mich die Menschen flohen. Als du mich batest, (so wandte er sich zu Theobald,) dir meine Geschichte zu erzählen, konnte ich dein Verlangen nicht erfüllen, aber es ist mir, als begönne die Eisrinde aufzuthauen, die seit langer Zeit mein Gemüth verschlossen hielt; es treibt mich mit wunderbarer Gewalt, mich euch zu entdecken. Wie ihr meine Erzählung aufnehmen werdet, davon soll mein Entschluß abhängig seyn. Nur müssen wir erst jenen Markstein erreicht haben, der dort in der Ferne wie ein grauer Punkt erscheint; das ist Welschlands Grenze. Jenseits grünen die vaterländischen Fluren — laßt uns eilen!“

Der Alte verdoppelte seine Schritte, Theobald und Hugo folgten ihm schweigend; es war beiden, als graufete ihnen vor dem Geheimniß, doch fühlten sie sich immer näher an ihn gezogen, er hatte zum Voraus ihr Urtheil für sich gewonnen.

Jetzt ging die Sonne auf in ihrer Herrlichkeit, und umleuchtete das Gefilde; da war der Markstein erreicht. Eine hohe Ulme beschattete nahe bei demselben ein Mutter Gottes Bild, der Alte warf sich andächtig vor ihm nieder. Die Jünglinge ehrten seinen frommen Glauben, und entblößten betend das Haupt. Das schien dem Greise wohl zu thun, er wandte sich bewegt zu ihnen. „Ihr seid gottesfürchtig,“ sagte er, „desto weniger darf mich der Vorsatz gereuen, euch mein Inneres zu enthüllen. Laßt uns hier ein wenig rasten.“ Und als sie sich um ihn niedergelassen hatten, fing der Greis folgendergestalt zu erzählen an.

„Mit Conrad von Wulfstein, einem hochberühmten fränkischen Ritter zog ich unter seinen Edelknappen in meinem achtzehnten Jahre gen Welschland. Der Ritter war ein Vertrauter des Kaisers, und mit geheimer Botschaft zu einigen lombardischen Städten gesandt, die nach einem damals verbreiteten Gerüchte, von Rom aus zur Empörung gegen das Reich aufgewiegelt seyn sollten.

Mit den wichtigen Geschäften meines Herrn gänzlich unbekannt, lebte ich unter meinen Gefellen, es waren unserer viere; munter und fröhlich in den Tag hinein. Uns bedünkte das Italien ein herrliches Wunderland zu seyn, und an jedem Abend nach einer zurückgelegten Tagereise ergößten wir uns an der Wiederholung dessen was wir gesehen, und freueten uns zum Voraus der Herrlichkeiten die wir am

kommenden Tage erschauen würden. So gelangten wir nach Cremona, wo um jeden Verdacht zu vermeiden, sich die Abgeordneten einiger Städte einfinden sollten, mit denen der Ritter im Auftrage seines Herrn verhandeln mußte. Es vergingen mehrere Monate, ehe diese Angelegenheit beendigt werden konnte, und während dieser Zeit hatten wir dort manche Bekanntschaft gemacht, die uns anfangs zur großen Annehmlichkeit gereichte. Indes waren die Gesinnungen der Einwohner zweideutig, und der Ritter hatte schon vor unserer Ankunft es nöthig gefunden, uns eine große Vorsicht und Behutsamkeit zu empfehlen, damit wir nicht in Händel gerathen mögten, die sowohl für den Zweck seiner Sendung, als auch für uns übel ablaufen könnten.

Wiewohl ich dieser treulichen Warnung stets eingedenk war, so konnte ich es doch nicht vermeiden, in einen Streit meiner Gesellen mit einigen wälschen Edelleuten hineingezogen zu werden, der eine förmliche Herausforderung zum Zweikampfe zur Folge hatte. Mein Gegner fiel, und die Rache seiner Befreundeten, so wie die Strenge des Ritters fürchtend, blieb mir nichts weiter übrig, als eine schleunige Flucht. Sie gelang; ich entkam glücklich nach Bologna, wo ich unter fremden Namen eine Zeitlang lebte, und von meiner Schwester in Deutschland, der ich meinen Aufenthalt entdeckt hatte, heimlich mit Gelde versehen wurde. Mein Plan war anfangs, mir die Verzeihung des Ritters

und durch seinen Einfluß auch Begnadigung von dem Kaiser zu erwirken, aber dieses gute Vorhaben scheiterte bald an einem Ereigniß, dessen schreckliche Folgen ich damals nicht voraussehen konnte.

In Bologna trieb zu jener Zeit ein Sterndeuter, Namens Pigalli sein Wesen, und hatte sich durch seine gottlose Kunst in einen so großen Ruf gebracht, daß fast Jedermann zu ihm ging, um sich von ihm das Geschick deuten zu lassen. Einige Jünglinge meines Alters überredeten mich, den bedachtlosen Gang ebenfalls zu wagen. Als ich ihm mein Begehrt erdöffnet, und er alles fleißig von meiner Geburtskunde an samt meinen Taufnamen verzeichnet hatte, sah er mich öfters durchdringend an, und nachdem er einiges, wie es schien zusammengerechnet, brach er plößlich in die unerwarteten Worte aus:

„Ei, ei, junger Herr! Ihr seid in einer bösen Constellation geboren, ich sehe eitel Blut auf eurem Wege! Habt acht auf euch, habt fleißig acht auf euch, daß ihr nicht ins Gericht fallt, das Unglück steht euch näher, als ihr es glauben möget.“

Die Blicke des Wundermannes durchbohrten mich, seine Reden mußten, nach demjenigen, was wirklich vorgefallen war, mich tief erschüttern. In der Verstellungskunst ganz unerfahren, gab ich die Bewegungen meines Innern nur zu sehr bloß, und es konnte nicht fehlen, daß ein geheimes Grauen sich aller Anwesenden bemächtigte; man sah mich

von allen Seiten befremdet und erschrocken an, denn der Aberglaube hielt die Aussprüche des Sternsehers für untrüglich.

Die mir zunächst stehenden wichen scheu von mir zurück, ich stand betreten und fast darnieder gedrückt allein in dem schweigenden Kreise, aller Augen auf mich gerichtet, als ob von mir eine Antwort erwartet würde, da trat ein ällicher Mann mit drei lieblichen Jungfrauen in die Versammlung. Sein Erscheinen erlösete mich aus meiner peinlichen Stellung, und gab zugleich meinen verlorenen Gedanken eine andere Richtung. Ich zog mich hinter ihm langsam zu meinen Gefährten zurück, nur einer derselben, der ehrliche Horatio hielt bei mir Stand.

„Bist du wirklich ein Mörder Francesco?“ fragte er mich.

Wie kannst du so etwas glauben, entgegnete ich verwirrt; er schien sich bei dieser Antwort zu begnügen und drückte mir leise die Hand.

„Laß den Kerl sprechen,“ sagte er laut, „und kümmerge dich nicht darum. Jetzt wollen wir sehen, was seine überirrdische Weisheit dem reichen Lezzini mit seinen Töchtern weissagen wird.“

Unterdeß raffte ich meine Besinnung so viel als möglich zusammen, und es glückte mir einigermassen, unbefangener zu scheinen als vorher. Da fiel mir ein, daß ich noch der Schuldner des Wahrsagers sey, und ich hatte wirklich so viel Muth gefaßt, um noch einmal feck vor ihn hinzutreten.

Meine Börse ziehend, sagte ich mit erzwungenem Spott: „für eure treuliche Warnung habt ihr traun mehr als ein Goldstück verdient. Da gebe ich euch sechs Zechinen, seid ihr damit zufrieden?“

Das war gewiß mehr, als er erwartet hatte, er nahm die Goldstücke mit freundlichem Dank an, und setzte hinzu: „ihr möget wohl sehr erschrocken seyn ob meinen Worten und das thut mir leid um euch, aber meine Kunst bringt es so mit sich. Weil ihr mir nun so reichlich vergolten habt, so will ich euch auch ein Amulet verehren, vom heiligen Vater selbst wider alle Anfechtungen des Bösen geweiht. So ihr dieses euch ans Herz legt, und nicht von euch thut, werdet ihr manchem Unglück entgehen.“ Er zog bei diesen Worten eine schwarze Briestafche hervor, und nahm einen kleinen fast unbeschriebenen Zettel heraus, den er mir überreichte. Ich steckte ihn gleichgültig zu mir, und wollte eben zurückgehen, als mir die Blicke Eugeniens, der jüngsten unter den drei Töchtern des alten Lezzini, begegneten.“

Hier hielt der Eremit etwas inne, und sahe einige Minuten starr vor sich hin, wie in Gedanken der Erinnerung verloren. Die Aufmerksamkeit der Jünglinge war aber zu sehr gespannt, als daß sie ihm eine lange Frist zur Erholung gegönnt hätten. Hugo unterbrach das Schweigen zuerst. „Eugenie also, guter Vater — —“

„Eugenie,“ sprach der Alte —, wie aus einem Traume erwachend; „ja, so war ihr Name. Sie

war ein heiliger Engel, von dem Himmel gesandt, mich mit unendlicher Liebe zu beglücken, mit mir das Schrecklichste zu dulden, und nun — wie ich hoffe — für mich zu beten. —

Ich sahe sie an jenem Abende zum erstenmale, und ich sage es euch ohne Erröthen, ich liebte sie von diesem Augenblicke an. Mich und alles vergessend, waren meine Blicke nur auf sie gerichtet, ich hatte Acht auf alle ihre Bewegungen und Worte, ich suchte das freundlich liebliche Angesicht, wo ein holdseliges Lächeln und der Friede der Unschuld zu thronen schienen.

In dieser Absicht drängte ich mich in die Nähe des Astrologen, der schon beschäftigt war, dem alten Lezzini die Nativität zu stellen. Sein Spruch war für diesen nicht minder fürchterlich als vorher der meinige.

„Hört Sennor,“ sagte er, sich tief verbeugend; „die göttliche Wissenschaft ist vollkommen in sich, sie bedarf keines Menschen. Aber der Sterbliche bedarf ihrer, darum trachtet er nach ihrer Erkenntniß, so gut er es vermag; ich thue desgleichen, und es ist mir lieber, Gutes zu verkünden als Böses. Aber nehmts nicht vor ungut, wenn ich meine Pflicht thue. Ihr werdet keines natürlichen Todes sterben, euer Sohn wird euch ermorden.“

Der alte Lezzini lächelte, und sahe seine drei Töchter an. Pigalli fuhr fort: „ihr seid Wittwer, Sennor, und wohl betagt, auch gedenkt ihr nicht

wieder zu heirathen. Solches alles habt ihr mir vorhin erzählt, und so weiß ich auch, daß ihr keinen Sohn habt. Darum dürst ihr aber nicht zweifeln, denn des Schicksals Spruch muß erfüllt werden. Das sind eure Töchter, Sennor? Wohlan, lasset sie herzutreten, sagt mir ihre Namen, gebt mir Ort und Zeit und Stunde und Tag, ich will euch näher belehren, denn alles Blut hat Verwandtschaft in den himmlischen Zeichen.“

„Nein,“ sagte Lezzini verächtlich, „laßt das nur. Hier habt ihr für eure Mühe und doppelt so viel will ich der heiligen Cordula opfern, dafür, daß ich thöricht genug war, eure albernen Reden zu hören.“ Damit schob er ihm eine Zechine hin, und ging trotzig hinaus.

Wie hätte ich es über mich vermögen können, länger an diesem Orte zu verweilen! Komm, Horatio, sagte ich, wir wollen gehen. „Junger Herr,“ rief der Sterndeuter mir nach, „vergeßt das Amulet nicht!“ Schon gut, erwiederte ich schnell, und eilte mit meinem Freunde hinaus. Wir kamen noch zur rechten Zeit, um eben Lezzinis Wagen davon fahren zu sehen; so gerne ich noch in einem Blicke der lieblichen Eugenie hätte schwelgen mögen. Horatio weckte mich aus der neuen Betäubung. „Komm Franzesko,“ sagte er, und schüttelte mich, „komm nach Hause, ich begleite dich in deine Wohnung, denn ich habe mit dir zu reden. Er zog mich mit sich fort, und ich

folgte ihm in einer seltsamen Gemüths- Unruhe. —

„Höre Francesco,“ redete mein Begleiter mich an, als wir auf meinem Zimmer angelangt waren; „du weißt, daß ich von ganzem Herzen dein Freund bin, und darum habe ich ein Recht auf dein Vertrauen. Entdecke dich mir ohne Zurückhaltung, ich meine es gewiß gut mit dir. Nicht wahr, du bist nicht, wofür du dich ausgiebst, deine Aussprache verräth dich.“

Der Austritt des heutigen Abends, die Worte des Astrologen, die Erscheinung Eugeniens und ihr schnelles Verschwinden hatten mich in eine Stimmung versetzt, die nicht dazu gemacht war, einer solchen Anforderung zu widerstehen. Es kam mir vor, als bedürfe ich eines Wesens, dem ich mein unseliges Geheimniß, und alles was auf meinem Herzen lastete, ausschütten müsse, um Trost und Hülfe zu suchen. Ich warf mich an seinen Hals; ja mein theurer Horatio, rief ich aus, der Prophet hat nur zu wahr gesprochen, ich bin ein Mörder!

„Ein Mörder —!“ wiederholte er dumpf und langsam, und stellte sich mir gegenüber. „Unglücklicher! und du wagst dich hieher nach Bologna, und vermeinst deine Verfolger zu täuschen? Wer bist du Mensch, so rede doch!“

Von Angst getrieben, erzählte ich ihm nun ohne allen Rückhalt das unglückliche Ereigniß, welches meine Flucht nach Bologna veranlaßt hatte.

Als ich meine traurige Beichte geendiget, schien sich seine bestürzte Miene allmählig zu erheitern. „Nun Gottlob,“ sagte er, und reichte mir seine Hand, „Gottlob, daß es nicht anders ist. So bist du doch kein eigentlicher Mörder, und obgleich deine Hände mit Blut besleckt sind, so darf ich doch deinetwegen nicht erröthen. Aber, liebster Francesco, warum willst du nicht lieber in deinem Vaterlande einen sicheren Zufluchtsort suchen, hier wirst du schwerlich unerkannt bleiben. Ja ich vermuthe beinahe, daß Pigalli um deine fatale Geschichte weiß.“

Er sann bei diesen Worten ein wenig nach, und wie geweckt durch einen plötzlichen Einfall, forderte er mich auf, ihm das Amulet zu zeigen, welches jener mir gegeben hatte. Ich holte es hervor. Wir besahen es von allen Seiten, und fanden außer einigen seltsamen Figuren nichts besonderes daran. „Hast du Wein hier?“ fragte er. Ich brachte eine Flasche herbei. Er goß Wein über das Papier, und befeuchtete es durch und durch, dann hielt er es gegen das Licht. Da kamen geheime Schriftzüge zum Vorschein: „Traue der Stille nicht, sie bereitet dir Verderben! Camillo ist hier, er suchet dich!“

„Wer ist denn dieser Camillo?“ sagte mein Freund. Ich kenne ihn nicht, antwortete ich. „Camillo —?“ wiederholte er sinnend, „mein Gott, das ist der berühmte Anführer einer Banditen

Bande, dessen Dolch immer feil, und dem keine Freistätte zu heilig ist. Gewiß, der ist wider dich gedungen! du mußt fliehen, armer Francesko, diese Nacht noch. Nun wirds mir klar, was Pigalli gesprochen, als er dir den geheimnißvollen Zettel gab. „So ihr das Amulet ans Herz legt, werdet ihr manchen Anfechtungen entgehen.“ Thue solches, und bereite dich zur Flucht, ich werde bald wieder bei dir seyn, und damit eilte er schnell zur Thüre hinaus. Er hatte mich allein gelassen in einer Herzensangst, die mich vollkommen unfähig machte, irgend einen Entschluß zu fassen. Mechanisch nahm ich Gelder und Brieffschaften zusammen, und legte beides auf den Tisch. Dann ging ich wie betäubt eine Zeitlang auf und nieder im Zimmer, und mein Blick fiel, wie von ungefähr auf das Licht, welches zur Seite an dem hinüber hangenden Dochte hinab brannte. In Gedanken verloren ergriff ich die Scheere, und war so ungeschickt es auszulöschen. Jetzt herrschte tiefe Finsterniß um mich her, es war fast um Mitternacht, und in dem Hause war eine grauenvolle Stille. Ich setzte mich nicht ferne vom Fenster, und kämpfte bald mit Eugeniens Andenken, bald mit verworrenen Entschlüssen zu meiner Rettung, des Freundes Rückkehr erwartend, als ich von der Gasse her ein halb leises Gespräch vernahm. Ich hörte meinen wahren Namen nennen. „Noch ist er nicht daheim,“ flüsterte eine Stimme, „es ist dunkel auf seinem Zimmer; aber sahest du ihn

auch wirklich noch fortgehen?“ „O gewiß,“ erwiderte der andere: „ich kenne ihn ganz genau.“ Mir wurde bange bei diesen Worten.

„Gieb Acht! stelle dich, jetzt kömmt er!“ sagte der Erste.

Und o Himmel! wie ward mir, als ich meines Horatio Tritte von ferne her sich nähern hörte. Ich öffnete eilig das Fenster und rief: „Mörder! Mörder!“ auf die Gasse hinaus. Aber leider zu spät, schon hatte er die Hausthüre erreicht, da wurde er von zwei Bösewichtern angefallen.

Unterdeß stürzte ich mit Ungestüm die dunkle Treppe hinab und eilte zu seinem Beistande herbei. Aber — als ich die Thüre öffnete, lag das Schlachtopfer schon blutend am Boden, die Mörder waren entflohen. Seine sterbenden Blicke erkannten mich, die Sprache versagte ihm. Er zeigte mit der Hand nach der Gegend hin, wo Pigallis Wohnung lag, und verschied — der Dolch des Meuchelmörders hatte sein treues Herz durchschnitten.“

Bei diesen Worten verstummte der Greis abermals, und sahe mit schwerem Blicke gen Himmel. Die Jünglinge ehrten des alten Mannes frommen Schmerz, sie blickten ihn wehmüthig an. Da sprach Theobald: „guter Vater, die Erinnerung an jene schrecklichen Scenen wird euch übermannen. Darum sollt ihr jetzt nicht weiter fortsahren. Sehet, schon wird es lebhaft auf der Heerstraße, wollet ihr nicht lieber mit uns gehen? Euch soll kein Mangel drücken,

und so euch kein Gelübde an euren Aufenthaltsort bindet, könntet ihr jetzt wohl wieder im Vaterlande leben. Meine Eltern sind reich und gastfrei, schlägt mirs nicht ab.“

Hugo stimmte mit ein, und bestürmte ihn mit ähnlichen dringenden Bitten.

Der Eremit schüttelte das Haupt. „Lieben Freunde,“ sagte er endlich halb seufzend, „ich taue nicht für die Welt. Sehet, ihr wißt das Gräßliche meines Schicksals noch nicht zur Hälfte, und schon bemitleidet ihr mich. Ich hatte an jenem Tage alles verloren, was den Sterblichen lieb und werth auf Erden ist, Vaterland, Geliebte und Freund. Das Gefühl meines Unglücks drückte mich damals zu Boden, aber noch war sein Maaß nicht erfüllt. Was sich seitdem mit mir zugetragen, das muß ich euch auch noch mittheilen, wenn ich anders meinem Herzen Erleichterung verschaffen will, laßt uns immerhin noch eine Stunde hier weilen. Was hindern uns die Pilger auf der Heerstraße, sie ziehen alle ihres Weges, und werden sich um uns nicht kümmern. Unter den vielen, die dort vorüberwandeln, sind wohl manche, die, geliebkoset von den Thren, heute ausgingen, oder dem freudigen Willkommen entgegen eilen. Auch der Aermste unter ihnen ist reicher als ich; er hat einen Freund.

O mein Horatio, warum mußttest du für mich sterben!“

„Aber guter Vater,“ fragte Hugo, „wurden denn die Mörder nicht entdeckt?“

„Entdeckt? — o ja, es sollte vieles entdeckt werden —, aber höret nur weiter.

Jene Mordthat war nicht so heimlich vollbracht worden, daß nicht durch meinen Schreckensruf, durch mein ungestümes Herzeilen die Nachbarschaft sammt den Hausgenossen hätten erweckt werden sollen. Eine Menge Neugieriger kam erschrocken herbei sich nach dem Vorfall erkundigend. Ich aber in jenem Augenblicke gleichgültig für alles Andere, ließ nur meinem Schmerze freien Lauf, ich achtete der Fragen nicht die auf mich einströmten, ich nahm den geliebten Todten in meine Arme und trug ihn in das Haus.

Ein nahe wohnender Arzt wurde herbei gerufen, er untersuchte die Wunde. „Er ist todt,“ sagte er untheilnehmend und kalt, „sorget, daß es angezeigt werde.“

Einige der Umstehenden verloren sich, andere drängten sich hinzu. Da kam es mir vor, als rufe mich Jemand leise bei meinem Namen. Ich wandte meinen Blick von der Leiche, und — erblickte neben mir eine lange Gestalt in einen großen Mantel gehüllt, es war — Pigalli.

Bei seinem Anblick starrete mein Blut vor Entsetzen, ich wollte rufen: Bösewicht! Bösewicht! aber die Sprache versagte mir. Ihm entging mein Erschrecken nicht, er faßte mich leise bei der Hand.

„Francesco,“ raunte er mir ins Ohr, „ihr müßt schnell fliehen von hier, die Scbirren werden gleich hier seyn. Kommt mit mir!“

Ich sahe den Menschen starr und entsezt an. „Was willst du von mir, Zeichendeuter!“ rief ich aus; was weißt du von mir? dies ist mein Freund Horatio, dieser Erschlagene, Banditen haben ihn gemordet. Warum hat deine gottlose Kunst ihn nicht gewarnet?!”

„Er hat sein Schicksal erfüllt,“ erwiderte Jener unbefangen, „es thut mir leid um ihn; er hat mich nicht befragt, ich konnte ihm nichts antworten. Aber komm du nur mit mir.“ In diesem Augenblicke vernahm ich das Klirren der Schilde, und das Kommen der gepanzerten Stadtknechte, da flüsterte mir Vigalli schnell zu: „es ist Zeit, denke an Cremona, das Henkerbeil wartet auf dich. Ich führe dich zu Eugenien.“

Der geliebte Name durchbebt mein Innerstes, in ihm lag eine Zauberkraft, die alle meine Bedenklichkeiten mehr wie die angedrohte Gefahr niederschlug.

Jetzt erscholl es rauh und gebietend: „Platz da! Platz da!“ die Menge fing an sich zu bewegen, es entstand ein Gedränge, ich wurde unwillkürlich fortgeschoben, und durch Vigallis furchtbare Worte erschüttert, fast besinnungslos von ihm in den Hintergrund des Hauses gezogen. Er trieb mich, so zu sagen, in einen finstern Gang nach hinten hin-

aus durch die dunklen Laub:Gewölbe eines Gartens, zu dessen Thüre er einen Schlüssel bei sich führte. Der unglückliche Schauplatz des Mordes lag hinter mir, allmählig verlor sich meinem Ohre das Getöse der Herbeigekommenen, und ich war blindlings meinem räthselhaften Führer gefolgt, bis derselbe plötzlich stille stand, und ein helles Pfeiffen ertönen ließ. Wie ward mir zu Muth, als ich zwei dunkle Gestalten schnell herbei und auf uns zueilten sahe!

„Giuseppo! Giuseppo!“ rief mein Begleiter ihnen entgegen. „Giuseppo —!“ brummten beide zugleich, und standen vor uns. Da redete Vigalli schnell hinter einander mir unverständliche Worte mit ihnen, und sich zu mir wendend, sagte er: „Gehe mit diesen guten Leuten Francesco, sie werden dich in Sicherheit bringen. Hier hast du deine Börse und deine Papiere, ich habe sie zu mir gesteckt auf deinem Zimmer, noch ehe du mich gewahr wurdest. Morgen werde ich wieder bei dir seyn, und dir über alles Auskunft geben, was zu deinem Heile nöthig ist. Aber folge diesen jungen Leuten und sey ja ruhig.“

Damit verschwand er. Was sollte ich thun? Ich war in der Gewalt eines furchtbaren Menschen, so viel wurde mir ohne vieles Nachsinnen begreiflich, und jemehr ich meine neuen Begleiter betrachtete, je weniger Ursache hatte ich, in ihrer Gesellschaft furchtelos zu seyn. Sie redeten beide kein Wort mit mir und murmelten nur zuweilen einzelne Worte

unter sich in einer abscheulichen Sprache, die ich nicht verstand. Ich ging bange schweigend in ihrer Mitte, sie schielten mich öfters mit einem grinsenden Lächeln an. So waren wir bis gegen Morgen auf der Straße fortgegangen, als sie endlich einen Seitensweg einschlugen, der jedoch auch bald wieder verlassen wurde, um in eine Waldung zu gelangen, aus welcher hohe Berggipfel die kahlen Häupter schauerlich emporstreckten. Meine Angst war unbeschreiblich und vergrößerte sich noch, nachdem wir in dem Dickicht durch wildes Gesträuch einen öden Fußsteig verfolgten, der in der Dunkelheit bald verloren ging, und mit Mühe wieder aufgesucht werden mußte. Endlich standen meine Begleiter stille bei einem runden kleinen Hügel, der mit wildem Strauchwerk bewachsen fast am Fuße eines Felsen lag. Einer von ihnen krakte mit den Händen unten an den Wurzeln, und siehe! der bewachsene Boden erhob sich langsam, als würde er von innen heraus geöffnet, eine dunkle Kluft gähnte mich an. „Hier hinein,“ sagte der erste und stieg voran. „Fühlt mit den Füßen Sennor, und folgt mir nach.“ Ich that es zitternd und furchtsam, der zweite ging hinter mir her, dann hörte ich die Decke hinter mir fallen. So tappten wir eine Weile auf eingehauenen Stufen in die Tiefe, es dünkte mich, als wandelten wir nachher in einem kalten feuchten Gewölbe, welches bald in einen steil aufwärts gehenden gewundenen Gang endigte.

„Nun sind wir da, harret ein wenig!“ rief der Vorangehende aus, und hob eine Thür in die Höhe, die von oben herab den Eingang verschlossen hielt. Wir stiegen hinauf, und standen auf der Spitze des Felsen unter alten Ruinen, die in der Entfernung kaum bemerkbar waren, weil sie mit Epheu und Gestripp durchwachsen, von weitem kaum zu unterscheiden seyn mochten. Da wehete mich die frische Morgenluft an, die aufgehende Sonne vergoldete die Thürme Bolognas, welches nur wenige Miglien davon zu meinen Füßen lag.

„Das ist Bologna,“ fing hierauf der zweite Führer zu reden an, „wo Giuseppe gestern einen dummen Streich gemacht hat.“ Er lächelte spöttisch seinen Kameraden an.

„Und dies ist Regretto,“ erwiederte jener boshaft auf ihn zeigend, „der gar nichts machen kann.“

Sie grinseten sich beide feindselig an, und setzten sich schweigend einander gegenüber. „Erholt euch Sennor,“ sprach der erste zu mir, „ihr seid in guten Händen und habt einen mächtigen Beschützer. Der nächtliche Gang wird euch wohl angegriffen haben, machts euch bequem, ich werde ein wenig zur Leibesstärkung herbeiholen.“ Damit ging er unter den Trümmern auf die andere Seite hinüber.

Ich war in der That so ermattet, daß ich diesen Rath auch ohne Erinnerung befolgt haben würde, wenn nicht die entsetzliche Vermuthung unter den Mördern meines Horatio zu seyn, bei mir jetzt

fast zur Gewißheit geworden wäre, und ohne Ueberlegung fragte ich, mich selbst vergessend den Zurückgebliebenen: „Wollt ihr mich denn auch ermorden?“ „Seid stille,“ erwiederte er; „ihr habt nichts zu fürchten, legt euch unbesorgt nieder, ich wache für euch.“ In seinen Gesichtszügen glaubte ich etwas Gutmüthiges zu bemerken, und näherte mich vertraulicher. „Sagt mir, guter Freund, habt ihr Horatio in vergangener Nacht ermordet?“ „Horatio?“ fragte er verwundert, und schien fast erschrocken zu seyn, „Horatio? des frommen Sabbellico Sohn? O Himmel! Giuseppo, du Bösewicht!“ Ich sahe ihn bewegt an und verstummte. Unterdeß kam Giuseppo zurück, er brachte einige Weinflaschen und getrocknete Feigen.

„So recht, Sennor,“ sagte er, „ruhet euch aus, aber zuvor kostet diesen herrlichen Wein, er wird euch die Grillen verjagen.“ Wie hätte ich aus solchen Händen, die von dem Blute meines Freundes rauchten, eine Gabe annehmen, wie hätte ich mit ihm aus einem Becher trinken können! Ich lehnte es furchtsam ab, und bat, mir nur eine Stunde Ruhe zu gönnen.

„Wie ihr wollt Sennor,“ erwiederte er; „es geschieht alles auf des Hauptmanns Befehl, und ich wills euch nicht aufdringen.“ Er reichte die Flasche dem anderen, und ließ ihn rauh an: „so trink du!“ „Ich will nicht,“ sprach Regretto. „Du willst nicht? Gut, so will ich.“ Da zog er

seinen Dolch hervor und legte ihn neben sich, ach! ich glaubte ihn noch vom Blute geröthet. Nun leerte er in langen Zügen die Flasche, und schaute zuweilen auf die Gegend nach Bologna hinunter. „Das wird euch nichts helfen, ihr Knorrenhocker, ihr Tagediebe!“ rief er aus, „seht wie die Hunde der lahmen Justiz umher spähen. Ha! Ha! wen wollt ihr fangen?“

Regretto erhob sich von seinem Sitze, ich wollte ein Gleiches thun. „Bemühet euch gar nicht Sennor,“ hub er wieder an, „laßt euch das nicht unruhig machen. Uns holt der Teufel nicht auf der Höhe, wenn er uns unten nicht faßt.“ „Nein,“ sagte Regretto, „Sonst wärest du lange bei ihm.“ „Meinst du Stümper?“ fing jener wieder an, und öffnete die zweite Flasche. „So ein Trunk,“ fuhr er fort, „hat schon manchen aus Noth und Kummer geholfen, und ich begreife gar nicht Sennor, warum ihr nicht Bescheid thun wollet.“ Er wandte sich jetzt wieder abwärts nach der Heerstraße, da winkte mir Regretto verstohlen mit den Gebehrden eines Schlafenden; zu meinem Glücke verstand ich ihn. Als sich Giuseppe wieder zu mir kehrte, hörte ich ihn sagen: „Bst! der schläft schon. Nun Regretto, was meinst du?“ — Dieser stand auf, auch Giuseppe erhob sich. Aber in demselben Augenblicke bemächtigte sich jener des Dolches, und griff den Waffenlosen an. „Auf! Auf! Sennor,“ rief er, mit dem Taumelnden ringend, „helst mir

den Bösewicht bändigen!“ Ich raffte meine Kräfte zusammen um ihm Beistand zu leisten, aber es bedurfte dessen nicht mehr. Giuseppe sank röchelnd zu Boden, sein eigener Dolch war ihm durch die Kehle gedrungen. Er ballte die Fäuste krampfhaft und wälzte sich — ein abscheulicher Anblick. Mir wurde es dunkel vor den Augen, Regretto bemerkte es. „Wendet euch,“ sagte er, „seht den Satan nicht an, so etwas taugt für euch nichts!“ Ich fiel bewußtlos nieder.

„Das war der zweite Mord in so gar kurzer Zeit,“ unterbrach Theobald den Eremiten, „wie habt ihr so viel Schrecknisse ertragen mögen?“

„Ja, mein Sohn,“ erwiederte der Alte; „der menschliche Geist ist stärker im Unglücke selbst, als in seiner Nähe, und die geheimnißvollen Bande, welche das Leben umschlingen, sträuben sich lange ehe sie weichen, darum siehest du auch wohl manchen Elenden lange im Wahnsinn umherirren, für den der Tod eine willkommene Erlösung seyn würde. Wie oft habe ich gewünscht, daß ich damals nicht wieder erwacht seyn möchte! Aber der Himmel hat es anders gefügt. —

Als ich wieder zu mir kam, saß Regretto neben mir. „Gott sey gelobt,“ sagte er, „daß ihr mir wieder munter seid. Schauet euch um, die Luft ist rein, Giuseppe ist hinweg. Ich habe ihn unterdessen in einen tiefen Keller geworfen, wo mancher Schuldlose modert. Nun zaget nicht mehr, ich bin

besser wie ihr glauben möget, obgleich ihr wohl Ursache habt, anders von mir zu halten. Wir müssen diesen Ort verlassen, der auch für mich so viel schreckliche Erinnerungen hat, aber heute und morgen noch nicht, damit wir nicht in Digallis Hände gerathen; er kömmt heute noch.“ „Was wird er aber sagen, wenn er Giuseppo nicht findet?“ „Das für laßt mich sorgen,“ antwortete er, „es ist keine Sünde einen Bösewicht zu überlisten.“

Er bot mir darauf einen Becher mit Wein an. „Aus meinen Händen könnst ihr es nehmen,“ sagte er, „ich habe jetzt euch zu Liebe den ersten Mord in meinem Leben begangen, sonst wars um euch geschehen.“ Ich nahm den Becher von ihm an und trank, das schien ihn zu freuen.

„Wohl an denn Sennor, sagt mir euren Namen, aber seid mir offenherzig, damit ich weiß, was mit euch anzufangen ist.“

Ich war von Allem so erschüttert, daß ich gar nicht daran dachte, ihm auch nur das Geringste zu verheimlichen.

Als ich meine Geschichte geendiget, fing er an: „Ihr seid wohl sehr reich?“ Eine solche Frage hatte ich in diesem Augenblick nicht erwartet, ich zog sichtlich bestürzt meine Baarschaft hervor. „Ei, ei,“ sagte er lächelnd, „laßt das doch. Ich will ja nichts von euch haben, ich will nur wissen, ob ihr reich seid?“ Seine unwillige Miene, und der Nachdruck welchen er auf diese Worte legte,

beruhigten mich etwas, ich gab ihm von Allem Auskunft.

„Ich begreife zwar nicht,“ fing er darauf kopfschüttelnd an, „was Digalli für einen Plan mit euch hat, und warum er euch überhaupt nachher schonte, als ihr in seiner Gewalt waret, aber wir wollen schon dahinter kommen, wenn er nur erst hier ist.“ Ich schauderte bei diesen Worten. „Lieber Regretto,“ sagte ich bittend, „wollen wir nicht lieber gleich fliehen?“ „Mit nichten,“ erwiderte er, „laßt mich nur machen.“ Er warf jetzt Schutt und Steine umher, um die Spuren des Bluts von dem Boden zu verwischen, und indem er Giuseppe's Dolch zu sich steckte, gab er mir den seinigen. „Nehmt ihn, Sennor, er kann euch nützen, und wer weiß, wozu?“ Ich konnte ihm das nicht verweigern, und fand hierin wirklich einen starken Beweis seiner Aufrichtigkeit, da der Besitz dieser Waffe meine Kräfte den seinigen fast gleich stellte. Er hub nun an, mir seine Schicksale zu erzählen, ich habe in meiner nachherigen Einsamkeit solches alles fleißig aufgeschrieben, und will es euch, meine Freunde, so wir einst wieder zusammen treffen, gerne mittheilen.

Was ich von ihm hörte, verschaffte mir leider die traurige Gewißheit, daß jener Sternseher das Haupt einer Bande von Muechel Mördern sey, die in ganz Italien verbreitet war, und an allen Orten Kundschaft hatte. Wie sollte ich ihren Verfol-

gungen entgehen, und was wollte Digalli von mir? — In diesen Betrachtungen verloren, sahe ich eben in die Gegend hinunter, als die Sonne hoch im Mittage stand. Da erblickte ich einen Trupp Reiter, die den Weg zum Walde einschlugen, und wie es schien, grade auf unseren Schlupfwinkel zu eilten. Ich theilte Regretto meine Entdeckung mit. Er aber sagte, das hat nichts zu bedeuten. Kommt, helft mir hier nur die Steine vorschieben und kriecht mir nach. Es war ein altes zusammenhängendes Mauerstück unten mit einem starken eisernen Haken versehen, wir schoben es mühsam über die Fallthüre und warfen überall Schutt nebenher. Dann drängten wir uns am Fuße eines eingestürzten Thurmes durch eine Oefnung, Regretto füllte sie von innen mit einem genau passenden Werksteine aus, und schob einen eisernen Riegel vor. „So,“ sagte er, „hier wird uns Niemand finden.“ Jetzt nahm er mich bei der Hand, und brachte mich einige Stufen hinunter in ein geräumiges Gewölbe, in welches das Tageslicht nur durch wenige, von aussen unbemerkbare Spalten hineindrang. Doch waren die Gegenstände zu unterscheiden. „Hier ist die Borrathskammer,“ flüsterte er mir zu, „und zuweilen noch wohl etwas mehr. Aber jetzt müssen wir stille seyn. Legt ihr euer Ohr an jene Seite, ich werde hier dasselbe thun.“

Wir hatten eine geraume Zeit in solcher Stel-

lung zugebracht, als ich wirklich von aussen her ein lautes Gespräch vernahm, aus dessen Zusammenhänge hervorging, daß man uns suche. „Ihrer drei waren es,“ sagte eine Stimme; „wir sahen sie im Walde bei uns vorüber gehen, und derjenige, den ihr suchet, war bei ihnen.“ Soviel vernahm ich deutlich. Regretto winkte mir, zu ihm zu kommen, ich schlich leise heran. Dort war das Gespräch lauter und lebhafter. „Tausend Piafter hat der alte Sabellico auf den Fang gesetzt, tausend Piafter, wer ihn lebendig bringt!“ die Stimmen verloren sich höher hinauf.

Jetzt sind sie oben, flüsterte Regretto, man hält euch für Horatio's Mörder. Ich zitterte am ganzen Leibe. So blieben wir wohl eine Stunde in dieser Lage, dann fing er an: „die Gefahr ist vorüber. Die Späher sind jenseits hinuntergegangen und werden uns nicht weiter hindern. Bleibt nur indessen hier, ich werde euch Nachricht bringen.“

Damit ging er den engen Weg zurück, den wir gekommen waren. Bald darauf hörte ich rufen: „Sennor Francesco! Sennor Francesco! kommt her!“ Ich ging hinauf, er zeigte mir triumphirend, wie die ausgesandten Verfolger unten am Fuße des Berges ihre Kasse wieder bestiegen und schnell weiter trabten. „Jetzt“ sagte er, „haben wir heute nichts mehr zu fürchten, und gegen Abend wird auch wohl Pigalli kommen. Wollt ihr nun eine Sieste halten, so kehrt mit mir in das Ge-

wölbe zurück.“ Wir gingen wieder hinunter, nachdem die Fallthür zuvor gelichtet worden. Er führte mich an ein bequemes Lager, schlug ein Kreuz, und legte sich neben mir nieder. Ich schlummerte wirklich ein, aber böse Träume erschreckten mich, doch war es schon Mitternacht, als ich wieder erwachte. Regretto saß in einem Winkel und blickte mich unverwandt an. „Nun, ihr habt gut geschlafen,“ sagte er, „und das wird euch wohl bekommen. Es ist schon Mitternacht vorüber, und noch ist Vigalli nicht da. Was mag ihn doch zurückhalten, daß er nicht kommt, wir können keinen Schritt ohne ihn thun.“ Ich begriff seine Meinung nicht, aber mir war auch gar nicht wohl zu Muthe bei solchen Worten.

„Wenn ihm nun ein Unglück wiederfahren seyn sollte,“ sprach ich, „was würden wir dann beginnen?“

„Dann? Nun, dann wären wir seinetwegen auch auffer Gefahr, und suchten das Weite. Aber horch!“ Da vernahm ich wunderliche Töne wie fernes Schellengeläute, sie schienen sich aus der Tiefe emporzuwinden.

„Er ist da,“ rief Regretto aus, „die verborgene Decke im Walde ist entriegelt. Jetzt widersprecht mir nur nicht in dem, was ich ihm sagen werde.“

Es währte nicht lange, so hallten die Tritte eines Kommenden durch die nächtliche Stille, eine

dunkle Gestalt drängte sich zu uns hinein, aber Pigalli war es nicht.

„Giovanni,“ rief Regretto aus, „bist du allein?“

„Allein,“ entgegnete jener, und ich erkannte in ihm den geschäftigen Diener des Sternsehers.

„Wo ist Pigalli?“ „In Bologna, er sendet mich zu euch, Giuseppe wo bist du?“ Ich bebte bei diesem Namen, Regretto antwortete gelassen: „Giuseppe? ist er dir nicht begegnet? Er ging nicht längst hinunter den Weg nach Bologna, um Nachricht von Pigalli zu holen.“

„So hat er mich verfehlen müssen, ich mußte einen anderen Weg einschlagen. Wenn er nur vorsichtig ist!“

„O,“ sagte Regretto, „der ist auf jeden Fall geborgen, aber was bringst du für Botschaft?“

„Hier,“ erwiderte Giovanni, „ist alles schriftlich.“ Er zog ein Papier hervor, Regretto steckte es zu sich, und begleitete den heimlichen Boten, der die größte Eile vorschückte, weil er noch vor Tagesanbruch zurück seyn müsse, bis hinunter in den Felsengang.

Meine ängstliche Neugier war aufs höchste gespannt, und als er wieder hinein kam, fragte ich ihn schnell: „was will denn Pigalli?“

„Das wollen wir bald sehen,“ antwortete er, und zündete eine Lampe an. Er machte sich nun

darüber her, die Schrift zu entziffern, welches ihm nur nach vieler Mühe gelang, denn sie war eigentlich an Giuseppo gerichtet, und ich wurde gewahr, daß Regretto keinesweges zu den Geübtern der Bande gehören, ja vielleicht selbst ein Neuling seyn mochte. „Ei, ei,“ fing er endlich an, „was der Herr Hauptmann nicht alles dem ehrlichen Giuseppo vertraut! Hört Sennor, wir wollen morgen schon von hier aufbrechen, und grade nach Bologna.“ Ich erschrak bei diesem Vorschlage. „Fürchtet nichts,“ fuhr er fort, ich habe meine Gründe dazu, und es ist mir eben so gut als euch, an dem Gelingen unserer Rettung gelegen. Daher werde ich euch keinen Rath aufdringen, der zu unserem Verderben gereicht. Nur eines bedinge ich mir aus bei euch, ihr seyd ein deutscher Cavalier und werdet nicht wortbrüchig seyn. Gebt mir die Hand darauf, daß ich auch bei euch bleiben darf, wenn es euch wiederum wohl gehet; dann will ich euch jetzt nicht, und nimmer im Unglück verlassen. Er blickte mich dabei mit einer Rührung an, die mich so sehr ergriff, daß ich seine gehässige Verbindung vergessend, ihm um den Hals fiel und bewegt ausrief: „Nimmer, nimmer werde ich deiner vergessen, hilf mir nur, guter Regretto.“

„Wohlan denn,“ versetzte er, „so wollen wir gleich Anstalt machen.“ Er ging nun zu dem Lager, worauf ich eben geruhet hatte, und warf alle Betten über den Hausen. Dann sahe er in den

Zettel und las: „fünf Fuß von der südlichen Wand neben der Nische links gen Westen zu, unter dem Steine, in welchem das Zeichen X eingegraben ist.“ Wir reinigten die Stelle, er fing an zu messen, der Stein war da. Wir hoben ihn nicht ohne Mühe heraus, und fanden ein wohlverwahrtes Kästchen, dessen Schwere einen kostbaren Inhalt vermuthen ließ. Achttausend Zechinen hatte Pigalli hier verscharrt, den schändlichen Preis der Nachlosigkeit, und vielleicht die Ursache manches gemordeten Lebens.

Regretto fing nun an zu zählen, ich mußte ihm helfen. Als er zweihundert Goldstücke zu sich genommen hatte, machte er das Kästchen zu und übergab es mir.

„Ich werde mit diesem Golde uns eine Gelegenheit bestellen, um so bald als möglich von hier abzureisen,“ fing er darauf an, „ihr müßt schon unterdeß einsam hier weilen. Sucht euch aber hier einen Anzug aus, wie es euch gefällt, damit ihr einen vornehmen Cavalier vorstellen könnet.“ Ich erstaunte, eine reiche und ausgesuchte Garderobe zu finden. Nachdem er seinen Bart geschoren, vertauschte er selbst seine Kleidung mit der eines Bedienten, und in dieser Gestalt hätte ich schwerlich den Banditen Regretto wieder erkennen mögen. Dann ging er eilig von dannen, und rief mir im Abgehen zu: „Gott und die Heiligen mögen euch beschützen, nur verlaßt ja diesen Ort nicht, bis ich wieder zu euch komme.“

Was ich während seiner Abwesenheit durch Furcht und Besorgniß gelitten, möget ihr lieben Freunde wohl denken, und ich will euch mit der Schilderung meiner Empfindungen in jener schrecklichen Einsamkeit nicht aufhalten. Anfänglich trug ich Bedenken von den Kleidungsstücken Gebrauch zu machen, doch fand ich Negretto's Rath gar nicht so unüberlegt, wenn ich daran gedachte, daß ich in meinem gegenwärtigen Anzuge für Horatio's Mörder angesehen würde. Doch traf ich mit Vorsicht meine Wahl, und konnte nun für einen der reichsten Edelleute Italiens gelten.

Erst am dritten Tage kam Negretto zurück. „Alles ist erwünscht gegangen,“ rief er mir frohlich entgegen, „jetzt kommt mit mir ohne Furcht herunter, die tausend Zechinen, die auf euren Kopf gesetzt sind, soll Niemand verdienen!“

Er nahm jetzt das Kästchen zu sich, und wir gingen den Felsen hinab, nicht durch den verborgenen Weg, sondern von außen. „Fragt mich um nichts,“ sagte Negretto, und faßte meine zitternde Hand, „seid nur wohlgemuth.“ Wir waren bald im Walde; da hielt ein schöner Reisewagen mit vier stolzen Rossen bespannt, der stattliche Kutscher schien unserer zu harren, und lenkte ohne Weiteres auf die Heerstraße, im Verlauf weniger Stunden rollten wir zu Bolognas Thoren hinein.

So erblickte ich mich wieder in der Stadt, wo so viele Gefahren für mich bereitet waren, denen ich

kaum zu entgehen hoffen durfte. Ich zog mich in den Hintergrund des Wagens zurück, weil ich es nicht wagen wollte, mein Gesicht preiszugeben, aber diese Vorsicht war unnöthig.

Regretto, welcher seinen Platz neben dem Kutscher genommen hatte, ließ unerwartet halten, er bog sich gegen mich zurück. „Sennor,“ rief er mir zu, „dies ist die Dominicus Kirche, wollet ihr nicht ein Gebet thun?“ Damit sprang er vom Wagen, öffnete ehrerbietig den Schlag, und befahl dem Kutscher, unserer Rückkehr zu harren. Wir traten hinein in die Kirche, Regretto warf sich beim Eingange nieder, ich hörte ihn inbrünstig beten. Meine Blicke schweiften unstät und furchtsam unter der versammelten Menge umher; aber wie könnte ich euch mein Gefühl beschreiben, als ich nahe am Hoch Altare Lezzinis liebliche Töchter und unter ihnen Eugenien gewahrte. Ich näherte mich, wie von fremder Gewalt getrieben der heiligen Stätte, und suchte ihr Auge.

Sie bemerkte mich, und verweilte unsicher auf mir mit immer wiederkehrenden Blicken, als fürchte sie die Ueberzeugung, daß ich es sey. Ihr banges Erröthen verrieth mir, was in ihrer Seele vorgehen konnte, — ach! ich war ein Frevler ohne Gleichen, mich in meiner Lage dem unschuldigen Wesen zu nähern! Das Bewußtseyn des auf mir lastenden unwürdigen Verdachts hätte mich wenigstens vorjehet

von ihr entfernen müssen, wäre ich weniger verblendet gewesen.

Sie schlug das Auge gen Himmel, ich fühlte mich von Andacht ergriffen, und sank auf meine Kniee, um meine Gedanken mit dem Flehen der Unschuld zu vereinen.

Der alte Lezzini führte seine Tochter bald zurück, ich folgte ihm bebend. Regretto winkte mir. „Haltet euch nicht unnöthig auf, Sennor,“ raunte er mir zu, „wir müssen eilen, um weiter zu kommen.“ Ich ließ mich willig von ihm an den Wagen geleiten, und bald hatten wir die Stadt im Rücken, wo meine Hoffnung auf Erden zurückgeblieben war.

Erst gegen Abend hielten wir in einem kleinen Flecken an, dessen Name mir entfallen ist. Ich wußte nicht, auf welchem Wege wir eigentlich waren, und an Regretto's ausdrückliches Verbot mich erinnernd, wagte ich es auch nicht, ihn darum zu befragen. Er nöthigte mich ehrerbietig, hier auszustiegen, und führte mich in ein Haus, dessen helle Erleuchtung, so wie das Zuströmen der Neugierigen an allen Fenstern über das Gewerbe des Besizers keinen Zweifel übrig ließen. Man brachte uns in ein reinliches Gemach, wo Regretto mich verließ, um wie er sagte, nöthige Bestellungen zu machen.

Ich saß eben allein in Gedanken vertieft, als ich durch das ungestüme Hereintreten eines Unbekannten gestört wurde, der mich einen Augenblick betrachtend, mit ausgebreiteten Armen auf mich

zueilte, und wie in freudiger Ueberraschung ausrief: „Mattheo! ist es möglich Mattheo! du bist es?“ Ach wie erniedrigt, wie beschämt, wie verlassen fühlte ich mich bei dieser Scene, wozu offenbar, was mir bald klar wurde, meine Verkleidung Anlaß gegeben hatte. Ich konnte in der Verlegenheit nichts hervorbringen, als: „Sennor ihr irret, ich bin nicht euer Mattheo.“ Der Ton meiner Stimme mochte etwas Befremdendes haben, er stußte und sahe mich starr an, das Hell Dunkel des Zimmers verbarg mein Erröthen. „Hm,“ sagte er zurücktretend, „ihr seid es nicht, vergebt mir die Zudringlichkeit. Aber daß ihr meinem Mattheo wunderbar ähnlich seid, mag meinen Irrthum entschuldigen.“ Ich stand höflich auf, und bat ihn, sich über die Verwechslung zu beruhigen als Regretto hineintrat.

Wie groß wurde mein Erstaunen, wie dieser, den Fremden kaum erblickend, zu seinen Füßen sank, und gleichsam von der Freude eines unverhofften Wiedersehens hingerissen, einmal übers andere ausrief: „Sennor! Sennor! ich sehe euch! Erkennt ihr den armen Regretto?“

Der Fremde schien nicht weniger überrascht als betroffen. „Wie ist mir denn,“ sagte er langsam und fast feierlich, „wie kömmt du hieher Regretto, wie kömmt du hieher? Ist denn Mattheo todt? wo ist denn Mattheo?“

„Stille, stille,“ erwiederte jener — „ja, er ist todt.“

„Wer ist denn dieser,“ fragte er wieder, auf mich zeigend, „in meines Mattheo Gestalt und Kleidung?“

Jetzt fiel es Regretto wie Schuppen von den Augen. „Ha!“ sagte er, mich betrachtend, „ja, das ist Sennor Mattheo's Mantel und Kleid, wie konnte ich doch solches früher nicht beachten! Setzt euch werther Sennor, ich will euch das Räthsel lösen, ihr verweilet heute Abend bei uns.“

Es wurde Falerner gebracht, und ein Abendessen aufgetragen, Regretto bediente uns. Während des Mahles gab er dem Fremden von Allem Auskunft, und ich erfuhr nicht ohne geheimes Wohlgefallen, daß der Gast ein Verehrer Luziens, der älteren Schwester Eugeniens sey. Sein Freund Mattheo war als ein Opfer der wälschen Eifersucht gefallen, und seitdem auch der Diener desselben, Regretto, vermisst worden, den man bisher für den Mörder gehalten hatte. Die einfache und rührende Erzählung Regretto's rührte den Fremden, die bisherige Geschichte meiner Rettung, welche ich in allen Umständen bekräftigte, schien ihn von seiner Unschuld zu überzeugen. Der Wein öffnete unsere Herzen, und als ich meines Aufenthalts in Bologna gedachte, erwählte ich mit Entzücken Eugeniens. „Eugenie Lezzini?“ fragte der Gast mit freudetrunkenen Blicken. Ich bejahete seine Frage, und nun entdeckte er mir seine große Leidenschaft für Luzien. „Das sind drei Grazien,“ setzte er hinzu, „die

es wohl unternehmen mögen, unser Schicksal an einander zu ketten. Also ihr seid jener Francesco, von dem seit einigen Tagen so viel zweideutige Reden in Bologna geführt worden? Man hat ein häßliches Spiel mit euch vor, und fast fürchte ich, es sey noch nicht zu Ende. Was meinst du Regretto?"

Dieser zuckte die Achseln und sagte zuletzt: „wenn alles gut geht, so soll es ihm zu nichts frommen. Wir reisen nach Livorno, dort weiß ich einen Zufluchtsort, in dem uns keine List entdecken wird, und unterdessen kann ja auch Francesco's Angelegenheit wegen seines Zweikampfs wohl ausgeglichen werden, und dann gehen wir nach Deutschland, nicht wahr, Sennor?"

Diese Worte warfen einen Lichtstrahl in meine Seele, ein Stern der Hoffnung ging mir auf. „Also, nach Livorno," versetzte der Fremde; „gut, so weiß ich euch zu finden." Wir blieben spät bei einander, und trennten uns mit dem Handschlage ewiger Freundschaft.

Mit Tages Anbruch setzte ich meine Reise fort, der neue Freund geleitete mich bis zu den Grenzen des Reichbildes, und rief mir beim Abschiede zu: „denkt an Eugenien."

Ohne weiteres Abentheuer kamen wir nach Livorno.

„Hier," sagte Regretto eines Tages zu mir, „hier ist nun der Ort, wo wir freier athmen können, denn so viel ich weiß, hat der Bösewicht Vi-

galli diese Stadt seit langer Zeit vermieden, weil ihm darin einstmals ein großes Unglück widerfahren. Jetzt tretet auf, unter welchem Namen ihr wollt, und thut was euch wohlgefällt, ich bin euer Diener, und so ihrs vergönnt, auch euer Freund. Ich habe es redlich mit euch gemeint, denn wisset: nach Giovanni's Bottschaft sollte Giuseppo euch mit diesem Gelde nach Verona bringen, wo Pigalli jetzt sein Wesen treiben mag. Was er mit euch im Sinne hatte, weiß ich zwar nicht, aber ich vermuthe, daß er von eurem Leben so lange Nutzen ziehen wollte, als ihr in seiner Gewalt waret, und zuletzt blieben ihm Tausend Zechinen gewiß. Darum haben wir nun einen anderen Weg eingeschlagen, und unsere Spur so unsicher gemacht, daß er sie schwerlich auffinden wird, wenn ihr selbst nur ein wenig vorsichtig seid. Seht, selbst der Himmel hat unsere Flucht wunderbar begünstigt. Ich verließ euch damals in der Höhle, um für uns Vorbereitungen zum sicheren Entfliehen zu treffen; da begegnete mir jenes Fuhrwerk, welches von Verona kommend, über Bologna hieher leer zurückkehrte. Da änderte ich schnell meinen Plan und gewann den Führer; ich mußte aber einen Tag hindurch bei ihm verweilen, weil seine Rosse Erholung bedurften. So sind wir denn glücklich hieher gekommen. Nun seid ihr in Sicherheit, aber wenn ihr meinem Rathe folgen wollt; so lebt ohne Geräusch, und arbeitet um euer Wohl, wie ihr es für gut haltet, damit wir in euer liebes

Waterland zurückkehren können. Was mich aber betrifft, so wollet ihr mir erlauben, daß ich unter dessen ein Gelübde erfülle, welches ich in meiner Bedrängniß unserer lieben Frauen zu Loretto gethan; nur wenige Wochen muß ich euch verlassen, und dann soll uns nichts mehr trennen.“

So schied er denn weinend von mir, — ich habe ihn seitdem nicht wieder gesehen. Heimkehrende Pilger, mit denen er ausgezogen war, brachten mir Kunde von seinem Tode, der ihn schon am Tage seiner Ankunft in dem Gnaden-Orte überraschte. — Das, meine Freunde, war ein harter Unglücksfall für mich, es war der zweite Verlust den ich beklagen mußte!

Dieser Todesfall schlug mich auf einige Zeit ganz nieder, ich wurde sehr schwermüthig, und bezog von jetzt an eine minder kostbare gänzlich abgelegene Wohnung jenseit der Stadt nahe am Bernhardiner Kloster, wobei ein kleiner freundlicher Garten lag. Hier verlebte ich ein volles Jahr, und erwartete vergebens Antwort auf viele Briefe, die ich nach Deutschland geschrieben. Niemand schien sich um mich zu bekümmern, und außer der wehmüthigen Erinnerung an Eugenie lebte auch in mir kein Gedanke mehr auf für die Welt. So müde hatte mich das Schicksal gemacht, und doch hatte ich nur eben mein zwanzigstes Jahr überschritten. Mein jugendlicher Muth war gewichen, nur die harmlosen Kinder der Natur, meine Blumen, —

bereiteten mir unschuldige und unbeneidete Freuden.

Ich hatte die Gewohnheit, täglich die ganz nahe Klosterkirche zu besuchen. Da geschah es, daß ich einst jenen Unbekannten wieder erblickte, der mit mir auf der Reise eine Freundschaft gestiftet. Er näherte sich mir mit trauriger, bekümmelter Miene, und betrachtete mich mitleidig und bewegt. „Guter Francesco,“ redete er mich an, „wie siehst du so gar bleich und abgezehrt aus, wie ist es dir denn bisher ergangen? Ich habe mich deinetwegen schon viele Tage in Liverno umhergetrieben, ohne dich oder Negretto auffinden zu können.“ Ach, erwiderte ich, dieser ist schon längst zur Ruhe gegangen, er schläft in Loretto den langen — den ewigen Schlaf. „Wie sagst du? ist Negretto todt?“ — Ich erzählte ihm was ich wußte. Er schwieg lange, dann sprach er: „Wohl ihm, er ist geborgen; aber wir beide sind es nicht, denn wehe mir, daß ich es sagen muß — ich bin ein Unglücksbote für dich. Siehest du jene heiligen Mauren, in ihnen mögen viel tausend Seufzer unglücklicher Liebe verhallt seyn! Dort wird Eugenie den Schleier nehmen, wenn erst Lucie, was binnen wenig Monaten geschieht, zur Braut des Himmels geweiht ist.“

Diese Nachricht erschütterte mich, sie machte mich fast rasend. Was, rief ich aus: Eugenie eine Nonne? ist das ihr Wille? Niemals, niemals;

das kann, das darf nicht seyn! Sprich Freund, geschiehst solches mit ihrem Willen?

Ihm schien mein Ungestüm zu gefallen. „So recht! Francesco,“ sagte er lächelnd, „wacht endlich einmal auf aus eurem Trübsinn, werfet die kindische Furcht hinweg, der Mann ist zum Handeln geboren.“ Er erzählte mir nun umständlich, wie sich der alte Lezzini zum zweitenmal wirklich von dem Sternseher bethören lassen, und ihm Glauben geschenkt, als das Gerücht von Horatio's Ermordung durch mich, überall bestätigt worden; durch mich, dem er Mord und Unglück geweissaget. „Er fürchtet den Tod von eines Sohnes Hand, und darum will er seine Tochter niemals vermählen. Marie die älteste hat ihres Vaters Wunsch bereits erfüllt, sie nahm den Schleier zu Imola;“ seine Güter hat Lezzini nach seinem Tode der Kirche vermacht. „Ha!“ unterbrach hier Hugo den Alten, „so habt ihr ja ein wirkliches Beispiel erlebt von der schändlichen Bosheit der Pfaffen, und ich möchte fast wetten, daß der saubere Pigalli nur ein Helfershelfer dabei gewesen ist.“

„Unterbrich ihn nicht,“ redete Theobald dazwischen, „ich meine, jezt wird das Merkwürdigste zum Vorschein kommen.“

Der Eremit hob seufzend seine Hände gen Himmel. „Du Heiliger und Gerechter,“ betete er, „vergieb, vergieb, wenn es Lasterung ist, deine Wege sind unerforschlich, und gerecht sind deine

Gerichte!“ Dann wandte er sich zu den Jünglingen und fuhr also fort:

Meines Freundes Nachricht war gegründet, und ihr sollet bald hören, wie sich meine traurige Geschichte geendiget hat. Er zog in mein Haus, wir verabredeten manchen Plan, und änderten oder verwarfen ihn wieder, je nachdem uns dabei Schwierigkeiten einfielen, die seine Ausführung unmöglich machten. Was mich selbst anbetrifft, so kam es mir in der That zuweilen seltsam vor, daß ich mich unterstand, die Gegenliebe Eugeniens so ganz gewiß vorauszusetzen, wiewohl ich niemals ein zärtliches Wort mit ihr gesprochen hatte. „Ach!“ sagte mein Freund, „zweifle nicht daran, sie liebt dich. Nicht lange nachher als ich deine Bekanntschaft gemacht, habe ich Lucien in ihrer Gegenwart von dir erzählt, doch ohne deiner Neigung zu gedenken. Sie hat dich gar wohl in der Dominikus-Kirche zu Bologna wieder erkannt, sie liebt dich, denn ich weiß, daß sie Lucien auftrug, mich um die Absicht deiner Reise zu befragen.“ Diese Reden vermehrten meine Unruhe außerordentlich, und gaben meiner Seele die Spannkraft wieder, die in träger Schwermuth beinahe erstorben war.

Bei der Abgeschlossenheit und Stille, worin ich bisher gelebt hatte, war ich nur von wenigen Menschen in der Nachbarschaft bemerkt worden, man hielt mich für einen jungen Kunstgärtner, und ich hatte nichts gegen diese Meinung. An meines

Regretto Stelle nahm ich einen alten Mann zum Diener an, der Niemanden auf der Welt angehörte, und mir sehr ergeben war. Der Ankömmling galt bei ihm für meinen Bruder, und gewann durch Freundlichkeit bald sein volles Vertrauen. „Höre,“ fragte mein Freund Fernando ihn eines Tages, „bist du niemals verheirathet gewesen?“ „Nein,“ sagte der Alte, „Gottlob Niemals.“ „Warum freust dich das?“ „Weil ich dann, lieber Herr, die Kummer; Thränen von Weib und Kind hätte trocken müssen, denn es ist mir gar schlecht auf der Welt ergangen.“ Wir erfuhren bei dieser Gelegenheit, daß er einst in türkische Sclaverei gerathen, und sechs Jahr darin geschmachtet hatte. „Seht, Sennor,“ fuhr er fort, und entblößte seine Arme, „seht hier noch die Maalzeichen der Kettenlast, auf meinen Füßen sind dergleichen auch wahrzunehmen. Ach! die Freiheit ist ein gar köstliches Gut.“ „Da hast du wohl recht, guter Alter, wie mag es wohl den armen Klosterfrauen drüben im Zwinger zu Muthe seyn, die solches köstlichen Gutes für immer entbehren müssen!“ Ich lauschte auf die Mienen des Alten bei diesen Worten, er sagte aber gleichgültig: „die leben ohne weltliche Sorgen, und sind meist alle hochbetagt. Freilich — so ein junges Blut, — nun, gezwungen geht doch keine hinein.“ „Da hast du eine günstige Meinung von ihrem Schicksal, ich könnte dir wohl ein Beispiel aufstellen, daß selbst unsere Schwester wider ihren

Willen dazu gezwungen wird.“ „Eure Schwester?“ erwiederte er ihm, und sahe mich fragend an. Ja versekte ich, so ist es leider. „Nun? warum lasset ihr denn solches zu, und hindert den Vater nicht?“ Ich wußte in der Verlegenheit nicht gleich zu antworten. „Kann man dies wagen,“ hub Fernando an, „ohne sich Verfolgungen auszusetzen?“ „Hm“ — antwortete der Alte, „wenn die Schwester ins Kloster gesteckt wird, so wird der Bruder reich, das ist ein altes Sprichwort.“ „Nein, nein, so ist es nicht unter uns, das Mädchen geht uns beiden sehr nahe, und ihrem verzweifelnden Geliebten oben drein. Wir möchten sie gerne retten, aber das wird schwerlich angehen.“

Der Alte sagte hierauf nichts weiter, und ging mit bedenklichem Kopfschütteln hinaus. „Ich habe auf den Strauch geschlagen,“ fing Fernando zu mir an, „was meinst du Francesco, ob wir uns ihm entdecken?“ Dies hielt ich so gradezu nicht für rathsam, weil ich des Alten Frömmigkeit scheute.

Einige Zeit war nach diesem Gespräche entfloßen, als der Diener einst von einem Geschäft in der Stadt zurückkehrte. Er brachte seiner Gewohnheit nach, viele Neuigkeiten mit. „Auch ist,“ so erzählte er, „ein vornehmer Herr mit zwei verschleierten Jungfrauen aus Bologna angekommen, sie sollen wunderschön seyn. Man sagt, eine davon solle künftig dort unsere Nachbarin werden.“ Er zeigte hierbei auf das Kloster.

Diese Neuigkeit wirkte auf meinen Freund wie ein Wetterschlag. „Luzie! Luzie!“ rief er händerringend aus. Der Alte sahe ihn verblüßt an. „Was fehlt euch, werther Herr,“ sprach er gutmüthig besorgt, „mag euch das so erschrecken?“ Freilich muß es ihn erschrecken, fuhr ich unbesonnen heraus, diese Luzie ist ja seine Geliebte. „Ei, ei,“ versetzte der Alte, „so hätte ich lieber schweigen sollen. Nun faßt euch nur, ihr könnt ja nicht wissen, was zu eurem Besten dient. Aber ihr habt mir auch neulich von eurer Schwester erzählt, wie hängt denn dies zusammen?“ Fernando antwortete nicht, aber er ging in großer Bewegung auf und nieder.

Ich hielt es jetzt fürs Beste, dem Alten bis auf meine eigene verhängnißvolle Geschichte Alles zu entdecken. „Das ist ein gar schlimmer Handel,“ sagte er endlich, „wie soll das enden?! Begebt euch nicht in Gefahr, sondern bittet Gott um gute Gedanken, ich fürchte, der Arge suchet euch.“ Du hast recht Alter, erwiederte ich, sein Mißtrauen besänftigend, bete auch du für uns.

Ich versprach ihm, nichts zu unternehmen, und er gelobte mir dagegen Verschwiegenheit. „Geht nicht aus heute, lieber Sennor, geht heute nicht aus, versprecht mir das; ich will dafür auf Kundschaft gehen für euch und alles was ich erfahre treulich mittheilen, nur geht heute nicht aus!“ Die Bitte des Alten rührte Fernando, er blieb. Der Abend schlich träge herbei, mein Freund stand

unbeweglich, und schauete starr und schweigend nach dem Kloster hinüber. Da ertönten plößlich dumpfe Klänge der Glocken, ein wüstes Nothgeschrei hallte aus der volkreichen Stadt zu uns her. Wir sprangen erschrocken auf, eine schwarze Rauchwolke stieg empor und verhüllte die aufgegangenen Sterne, die rothe Glut loderte hell auf über den Dächern.

„Es ist Feuer!“ rief der Alte, und wir eilten mit bewußtloser Schnelle zur Stadt. Eine wogende Menge drängte sich um ein großes Gebäude, aus dessen Fenstern die verzehrenden Flammen hinausstrahlten. „Jesus Maria! meine Kinder!“ rief ein ältlicher Mann, ich erkannte Lezzini. Neben ihm stand ein Mönch, der unablässig schrie: „Rettet! Rettet! Tausend Zechinen wer hilft!“

Ich war zuerst hinangekommen, und spähetete nach einem Eingange in das brennende Haus, da stürzte Fernando hinter mir her. Der Mönch stand ihm im Wege, er rannte ihn um, dann faßte er mich mit Gewalt und riß mich fort durch die Menge auf die Hinterseite des Gebäudes. „Luzie! Luzie!“ jammerte er, als er auch hier keine Möglichkeit zur Rettung sah. Da stürzte das glühende Gebälke krachend ein, ein zweites Gebäude war von der Flamme ergriffen, und das Zetergeschrei der nachbarlichen Bewohner durchdrang die Lüfte.

Dahin zog sich jetzt die gaffende Menge, wir hatten alle Besonnenheit verloren, ja in solcher Verzweiflung stieg in mir der gräßliche Wunsch auf, daß die

ganze Stadt niederbrennen möchte. Mitten unter diesen entsetzlichen Gefühlen vernahm ich ein fernes Gestöhne wie eines Beängstigten, und machte meinen Freund aufmerksam. Wir eilten auf die Gegend zu, die Töne wurden schwächer, es war, als stöhnen mehrere Gestalten vor uns her.

Fernando zog sein Schwert, ich hatte Regretto's Dolch zu mir gesteckt, so eilten wir den wehklagenden Stimmen nach. Sie lockten uns zur Stadt hinaus, in einer eben Gegend jenseits dem Bernhardiner Kloster ereilten wir sie. Es waren drei Böfewichter, die ein Frauenzimmer mit Gewalt forttrugen. Wir drangen auf sie ein, mein Gefährte wüthete unter ihnen mit fürchterlichen Streichen. Das Frauenzimmer lag winselnd am Boden. Ach! es war Eugenie! Ihr Erkennen gab mir Riesensstärke, ich rang mit einem ihrer Entführer, seine Gestalt hatte für mich eine schreckhafte Erinnerung. „Ha! Giovanni!“ rief ich aus, und mein Dolch fuhr ihm in die Brust. Dann wandte ich mich schnell zu den anderen, aber sie waren entflohen, nur Fernando hörte ich ängstlich keuchend nach der Stadt zurück eilen. Die Augenblicke waren kostbar, ich näherte mich der ohnmächtigen Geliebten, und trug sie auf meinen Armen in mein Haus, auf mein Lager, und setzte mich knieend vor ihr nieder, den Augenblick des Erwachens erharrend. Sie schlug das himmlische Auge auf, und sahe sich befremdet umher. „O Himmel!“ seufzte sie, „wo bin

ich?“ Eine glühende Röthe umfing ihr Gesicht, als sie mich erkannte.

„Sennor, werther Sennor,“ sagte sie leise, „seid ihr es? Wie komme ich hieher?“ Ich bedeckte ihre Hand mit Küffen, ich konnte vor Entzücken kaum reden, das Herz verdrängte meine Worte. Sie betrachtete mich aufmerksam. „Ihr werdet mich retten Sennor, nicht wahr? Wo ist mein Vater, wo ist meine Luzie?“ Was sollte ich antworten? „Beruhige dein Gemüth frommes Mädchen, dein Vater ist wohl, Fernando ist bei ihm.“ „Fernando?“ sagte sie erfreut, „ist Fernando in Livorno?“

Jetzt polterte es draußen, der alte Bediente stürmte mit Ungestüm herein. „Seid ihr hier Sennor?“ rief er aus, aber er verstummte betreten, als er Eugenie erblickte.

„Komm näher, guter Alter,“ sagte ich, „ich habe diesen Engel aus Mörderhänden gerettet.“ Als ich ihm treulich den Vorgang berichtet, schlug er die Hände zusammen. „Welch ein schreckliches Unglück Sennor! Ich lief euch nach, ohne an das Verschließen des Hauses zu denken, und doch konnte ich euch nicht mehr erreichen. Mein Suchen unter der Volksmenge war vergebens, drei Häuser sind niedergebrannt.“ Ich winkte ihm, Eugenie zu schonen, er bemerkte es nicht. „Und die ganze Stadt ist in Aufruhr, fuhr er fort, die Schaarwachten durchziehen die Gassen, ich bin ihnen

mit genauer Noth entgangen. Sie suchen Mordbrenner und Diebe auf, die sich das allgemeine Schrecken zu Nuße gemacht, und wie ein Gerücht sagt, dem Leben Gefahr drohen. Auch stolperte ich nicht ferne von hier über Leichen — —."

Eugeniens zartes Gemüth unterlag diesem neuen Eindruck, sie sank bewusstlos nieder.

Der Alte bereuete jetzt seine unzeitige Redseligkeit, er gab sich alle Mühe die Ohnmächtige zu erwecken, derweil ich klagend an ihrem Lager saß. So verstrich die grausenvolle Nacht, der Morgen röthete sich. Ich war nicht ohne Besorgniß entdeckt zu werden, die Leiche Giovannis lag nicht zweihundert Schritte von meiner Wohnung, im nahen Kloster herrschte ein ungewöhnliches Treiben. „Geh hinaus Alter,“ sagte ich, „erkunde bei den Nachbarn wie es steht, und sey behutsam.“

Eugenie war sehr schwach, sie versuchte es aufzustehen, aber sie vermochte es nicht. Nach einer Weile kam der Diener zurück. „Es ist Jedermann bestürzt,“ fing er an, „aber auf uns ruhet kein Verdacht. Wo ist denn euer Bruder Fernando?“ Ich sagte ihm was ich wußte, dann winkte er mir mit den Augen. Wir gingen hinaus.

„Wollt ihr wissen, wo euer Bruder ist? Sie werden ihn gleich hereintragen, er ist ermordet. Was gedenkt ihr nun mit der Sennora zu beginnen, denn sie darf die Leiche nicht sehen, der Schrecken würde sie tödten.“

Ich fiel dem Alten weinend um den Hals. „Gieb Rath lieber ehrlicher Mann,“ stammelte ich verzweifelnd, „gieb Rath!“ Er sagte nach einigem Besinnen: „Stille, stille, wir wollen wieder hineingehen, gebt mir einen Auftrag, etwa zum Arzt.“ „Nicht doch,“ erwiederte ich, „der Arzt wird mein Geheimniß verrathen.“ „Ich will ihn ja nicht holen,“ versetzte er, „ihr sollt mich nur fortschicken.“

Er ging zuerst hinein, ich folgte ihm. „Ja,“ fing ich unbefangen an, „du magst Recht haben in dem, was du eben riethest — gehe hin und hole den Arzt.“ „Ach Sennor,“ seufzte Eugenie, „sendet ihn zu meinem Vater.“ „Liebste Eugenie,“ sprach ich schmeichelnd, „auch deinen Vater sollst du sehen.“

Der Alte ging, um Zeuge eines schauderhaften Auftritts zu sein. Fernando's Leiche war aufgehoben worden, da kam Lezzinis Wagen die Straße herunter, die bleiche Luzie in einen Schleyer gehüllt, saß neben dem Vater. Das Gedränge in der Gasse verursachte Aufenthalt, die arme Luzie blickte hinaus, und sank sinnlos zurück. Auch Lezzini erkannte den Todten.

„Ha!“ rief er aus, „bringt den Bösewicht zum Rabenstein, er wollte mich umbringen und mein Kind rauben!“ Mein alter Diener hütete sich seine Bekanntschaft mit Fernando zu verrathen, und kam jetzt athemlos zurück, mir diese Nachricht

zu bringen. Er hatte kaum ausgeredet, da rollte der Wagen meiner Wohnung vorüber dem Kloster zu, Eugenie gewahrte ihn nicht, sie war erschöpft von den Schrecken der Nacht in matten Schlummer gesunken.

Mein alter Diener sann jetzt dem neuen Vorfall nach. „Wenn Fernando's Leiche von unseren Nachbarn erkannt wird,“ sagte er endlich, „so ist es um uns geschehen, denn Lezzinis Worte zeugen wider ihn, obwohl ich weiß, daß der Arme schuldlos ist. Doch war sein Barett und Oberkleid geraubt, und dies tröstet mich etwas. Laßt uns aber nicht lange mehr in dieser Stadt weilen; wüßten wir nur, was wir mit Eugenie beginnen sollten!“

„Ich lasse sie nicht!“ rief ich aus, „ich sterbe mit ihr!“

„Da ist nichts zu sterben,“ erwiderte er, „aber ein guter Entschluß muß bald gefaßt werden, und den verleihe uns die heilige Jungfrau! Ich werde hinüber gehen und für euch beten.“ Er ging und erzählte mir bei seiner Zurückkunft, daß Luzie von den Klosterfrauen liebevoll aufgenommen, und gepflegt werde, der Vater aber wieder davon gezogen sey, um sein verlorenes zweites Kind ebenfalls zu suchen und in Sicherheit zu bringen. Auch hatte er gehört, daß ein Mensch mit Fernandos Mantel bekleidet, jetzt eingefangen worden, der nun wegen Luziens Entführung vor Gericht gestellt werden sollte. Wir überlegten nun, was weiter zu thun seyn möchte.

„Wenn ihr Eugenien zu ihrem Vater brächtet Sennor, er würde sie euch als Preis ihrer Rettung nicht versagen, und so erfüllt ihr auch eine Kindespflicht gegen den Mann, dessen Eidam ihr zu werden wünscht. Seht, das ist das Beste was ihr thun könnt, und solches müßt ihr auch thun.“

Ich gedachte der Worte Pigallis und Lezzinis Aberglauben.

„Das soll euch nicht abhalten, redlich zu handeln; wie könntet ihr Eugeniens werth seyn mit schuldbewußter Seele? Ladet nicht den Zorn des Himmels auf euch!“

Die Reden des biedereren Dieners trafen mein Herz. „Wohlان,“ sagte ich gefaßt, „ich will Eugenien zu ihrem Vater geleiten, aber wenn er nun bei seinem Vorsatz beharret?“ —

Eugenie war jetzt erwacht, sie hatte meine letzten Worte gehört. „Wollt ihr mich zu meinem Vater geleiten?“ fing sie mit leiser Stimme an, und ihr Antlitz erheiterte sich.

„Ach, meine Theure,“ versetzte ich, „du willst mich ja gerne verlassen, ich werde auf ewig von dir scheiden. Ich liebe dich unendlich, ich habe dich aus Mörderhänden gerettet, und du wirst mich verlassen, dein Vater wird uns trennen.“ —

„Sennor,“ sagte sie feierlich, und drückte meine Hand an ihr Herz, „ich liebe euch. Genügt euch dies Geständniß so gebt mir einen Beweis, daß die Reinheit eures Auges auch in eurer

Seele wohnt. Bringt mich zu meinem Vater; er wird euch nicht zurückweisen.“

Ich war außer mir vor Entzücken, eine überschwängliche Freude durchströmte mich. „Gutes Mädchen,“ sprach ich sie umarmend, „ich bin deiner nicht unwerth.“ Jetzt erzählte ich ihr meine Herkunft, und verschwieg ihr in der Fülle meines Herzens auch nicht den geringsten Umstand aller meiner Schicksale. Sie weinte, und gestand mir, als ich der Scene bei dem Sternseher gedachte, wie damals ein unbekanntes Gefühl ihr Herz zu mir gewendet, und mein Bild ihrem Gemüthe stets gegenwärtig geblieben.

„Als ich euch in der Dominicus-Kirche so andächtig beten sahe, da fragte ich mich, ob es Sünde sey, euch zu lieben. Dieser reine klare Blick, diese frommen Gesichtszüge — nein — sie können Horatio's Mörder nicht angehören, dieser Jüngling ist kein Verbrecher! Und seht — ich glaube euch, daß alles so sey, wie ihr mir erzählt habt. Nun eilet zu meinem Vater und bringt ihm Kunde von mir, oder geleitet mich zu ihm, er wird euch dankbar umarmen.“

Ich war in diesem Augenblick entschlossen, ihre Bitte gleich zu erfüllen, als wider mein Erwarten der alte Diener sich diesem Vorhaben jetzt aus allen Kräften widersetzte.

„Wenn ihr selbst Eugenien zu ihrem Vater geleitet, so werdet ihr viel Aufsehen machen, und das

dürfte euch gefährlich werden, da ihr allerdings noch Ursache habt, Verfolgung zu scheuen, auch ist die Sennora krank. Ich will euch in Gottes Schutz lassen und selber zur Stadt eilen, um den Vater zu unterrichten. Wie wird sich der werthe Herr freuen, wie wird sein Vaterherz übergehen, wie glücklich werdet ihr seyn!!“

Guter redlicher Mann, deine tröstliche Aussicht wurde nicht erfüllt — !

Er ging, ich blieb allein mit Eugenie, und die Tugend war mit uns. Das waren die seligsten Stunden meines Lebens, ich ahnte die Bönne der Himmlischen. Wir saßen zuweilen einander schweigend gegenüber, eins in des anderen Blicken versunken. An die Möglichkeit einer trüben Zukunft dachten wir nicht, die Gegenwart schmeichelte meinen Hoffnungen. Da ertönte die Besperglocke, Eugenie fragte mich bedeutend: „ist dort nicht das Bernhardiner Kloster?“ Auf mein Bejahen erwiederte sie leise und bekümmert: „ach meine arme Luzie!“ Ich sahe sie traurig an und kämpfte mit mir selbst, ob ich ihr nicht Fernando's Tod und die Nähe ihrer Schwester entdecken sollte; siehe, da wandelte ein greiser Mönch langsamen bedächtigen Schrittes vorüber und schauete viel nach den Häusern hinauf, als wolle er sich unterrichten von dem, was er suche. Eugenie erblickte ihn zuerst, sie zog mich von dem Fenster zurück und erblaßte. „Ach Francesco,“ sagte sie zitternd, „das ist Vater Ambrosio,

meines Vaters Begleiter, er darf nicht glauben, daß ich bei euch bin, bevor mein Vater alles weiß, laßt uns seiner Entdeckung entgehen.“ Der Mönch ging endlich vorüber auf das Kloster zu, kaum war er zur Pforte hinein, als zwei Unbekannte mit gleichem Umherspähen den nemlichen Weg einschlugen.

Eugeniens Bangigkeit theilte sich mir Anfangs unwillkürlich mit, aber ich fühlte mich jetzt zu ihrem Beschützer erhoben, und dieser Gedanke begeisterte mich. Ich holte mein gutes Schwert herbei und ging hinunter die Thüre zu schließen. „Ein Deutscher,“ so tröstete ich die Geliebte, „weiß nichts von Furcht, wenn Ehre und Nothwehr gebietet. Sage mir, wer ist dieser Ambrosio?“

„Er fand sich in Imola zu uns, wo Marie den Schleyer nahm, und ist seitdem meines Vaters Vertrauter, auch habe ich ihn öfters mit dem Sternseher zusammen in unserem Hause gesehen, er hat von euch gar viel Böses gesprochen; darum fürchte ich sein Erscheinen.“

Bei dieser Nachricht wurde ich unruhig, eine traurige Ahnung bemächtigte sich meiner, Eugenie fing an zu weinen.

„Ihr seid doch aber gar zu kleinmüthig gewesen,“ bemerkte hier Hugo, „ihr hättet kühn und frei sollen auftreten, und euch rechtfertigen, dann wäret ihr doch endlich aus aller Angst gekommen.“

„Lieber Jüngling,“ antwortete ihm der Eremit, „du hast einen kräftigen Sinn, und den wirfst

du so lange bewahren, als noch kein Mord deine Seele belastet, wofür dich Gott behüte! Siehe, darum ist die Sünde so undankbar gegen ihre Anhänger, weil ihr ruchloses Treiben jedes Herrliche im Menschenherzen erstickt. Ich gebe mich euch offen, wie ich bin, wie ich damals empfand, und darum laßt mich nur fortfahren, das Ende meiner Geschichte ist nicht mehr ferne.

Die Thränen der Geliebten bewegten mich. „Weine nicht, Theure,“ sagte ich, „weine nicht, die Gerechtigkeit des Himmels wird uns beschützen, wenn Menschen Gewalt unser Verderben sucht.“ Da pochte es unten, ich sahe den alten Diener an der Pforte stehen, und eilte zu öffnen. Er schob den Riegel bedächtig wieder vor, und ging schweigend mit mir hinaus.

„Gebt mir ein Glas Wein, Sennor,“ war sein erstes Wort, „damit ich Muth bekomme, euch zu sagen, was ich erfahren habe. Ich verstehe euer Zuwinken wohl, aber verzeiht, wenn ich jetzt nicht darauf achte, denn ich muß euch Wahrheit berichten, damit ihr beide wisset was Noth ist. Lezzini hat Himmel und Erde in Bewegung gesetzt eurethalben, ein Dolch neben der Leiche Giovannis wurde euer Verräther. Der Pater Ambrosio erkannte ihn vor Gericht und sprach: „das ist Regretto's, des Banditen Dolch; der Mörder Horatio's war in seiner Gesellschaft.“ Dann seid ihr so genau bezeichnet, wie ihr jetzt vor mir steht.

Zwei andere Zeugen bekräftigten seine Aussage, und beschworen es, euch in Cremona gesehen zu haben, wo ihr in des Kaiserlichen Gesandten Gefolge den ersten Mord begangen. Ihr werdet verfolgt und ich fürchte, man ist euch auf der Spur, näher als ihr es glaubt. Wollt ihr nun euer Leben retten, so laßt Eugenien ins nahe Kloster hinüber gehen, ihr aber fliehet eilig in Bauertracht, aber gleich, diese Nacht noch, ich geleite euch. Geht nach Venedig.“

Ich hörte ihn erschüttert an, aber eine ungewohnte Kraft regte sich in mir. „Ich werde nicht fliehen,“ antwortete ich entschlossen und fest, „ich habe Muth genug, meine Ankläger zu Schanden zu machen, das Recht wird siegen, ich werde mich selbst den Richtern überliefern.“

„Um des Himmels willen nicht,“ sagte er, „ihr seid verloren. Was habt ihr für Zeugnisse eurer Unschuld? Könnet ihr den Zweikampf in Cremona läugnen, vermöget ihr etwas gegen den Mörder und seine Gefellen?“

Eugenie hing sich weinend an meinen Hals. „Francesco, theurer Francesco, könntest du mich verderben? Ich bin dein, ich verlasse dich nicht! Ich will fliehen mit dir, ich will dein Schicksal theilen, wir beide wollen den getäuschten Vater verfühnen.“

Es war um die eilfte Stunde, als wir drei das Haus verließen, der Alte hatte für uns eine länd-

liche Kleidung besorgt, und führte uns in eine Taverna nahe am Hafen. Ich gab ihm Gold um ein Fahrzeug für uns zu bedingen, es gelang ihm unter dem Vorwande wir seyen seine Kinder. Die Liebe stärkte Eugenien, wir bestiegen mit vielen anderen Reisenden ein Schiff, welches nach Venedig segelte. Niemand bekümmerte sich um uns, die Fahrt war glücklich, und wohlbehalten langten wir dort an. Ich miethete für uns eine kleine Wohnung, und verließ Eugenien keinen Augenblick, doch fühlte ich das Aengstliche unseres Verhältnisses um so tiefer, als ich es gegen sie nicht auszusprechen wagte. Unsere Liebe war bis dahin rein, wie die Liebe der Seeligen, und wir schwelgten in dem freudigen Gefühl unserer gelungenen Rettung, aber schon nach einigen Tagen fühlte Eugenie die Regungen ihres Gewissens. Ich fand in ihren holden Augen oft zurückgehaltene Thränen und errieth die Ursache wohl. „Liebste Eugenie,“ sagte ich, „du gabst mir dein Herz, füge deine Hand hinzu, werde mein Weib.“ Sie sank stumm in meine Arme. Wir gingen zu einem Theatinermonch, ich verehrte ihm für sein Kloster einhundert Zechinen, dafür sprach er den Segen der Kirche über uns aus, und beruhigte ihr Gemüth durch vollkommene Losprechung von aller Schuld, deren sie sich im Bewußtseyn verletzter Kindespflicht reuig anklagte.

Ich hatte gut hausgehalten mit Regretto's Goldstücken, diese Sparsamkeit kam mir jetzt wohl

zu statten. Wir verlebten drei glückliche Jahr:, aber das Geschenk eines Kindes wurde uns nicht zu Theil. „Ach! hättest du Verklärte, damals einen Säugling an deine Brust gedrückt, und den süßen Mutternamen stammeln hören, vielleicht möchte mein Erdenglück nicht sobald unterbrochen seyn!“

Die Republik war zu jener Zeit mit dem Kaiser im Kriege begriffen, die deutschen Heere überschwemmten Italien. Man hörte viel von Schlachten und Erstürmung der Städte, das Gerücht vergrößerte den Schrecken, auch zu unseren Ohren gelangte manche Kunde davon. Da erwachte die Sehnsucht nach der Heimath in meines Weibes Gemüth, sie drang in mich, sie zurück zu führen. Meine Bedenklichkeiten überwand sie mit der Versicherung, ihres Vaters Zorn müsse sich legen, nun — da sie mein Weib geworden. „Wir wollen ihm zu Füßen fallen,“ sagte sie, „er bedarf des Trostes, wir wollen sein Alter pflegen, er wird uns vergeben.“

Ich widerstand nicht länger, ich verließ Venedig mit traurigen Ahnungen, und stieg mit beklemmtem Herzen zu Livorno ans Land. Dort gingen wir zu unserer vormaligen Wohnung, der alte Diener wurde fast kindisch vor Freuden, als er uns unverhohlt wieder erblickte. „Nun, seid willkommen,“ rief er aus: „jetzt ist alles überwunden, eure Verfolger sind todt.“ Er erzählte uns nun, was sich bald nach unserer Flucht zugetragen. „Des anderen Tages frühe nach eurer Abreise, war ich in

dem kleinen Garten beschäftigt, um mich etwas in meiner Verlassenheit zurecht zu finden, da trat der Vater Ambrosio zu mir ein. Er begrüßte mich und forschte, ob ich Eigenthümer des Hauses sey. „Nein,“ erwiederte ich, „der Eigenthümer ist nicht anwesend, was begehrt ihr von ihm?“ „Wie heißt er denn?“ „Er heißt Mattheo,“ sagte ich, weil mir zufällig kein anderer Name einfiel. „Mattheo Golanza?“ fuhr er heraus, sichtlich bestürzt. Da faßte ich ihn ins Auge und sagte fest: „Ja, Mattheo Golanza, kennet ihr ihn?“ Der Mönch sprach etwas verwirrt: „ich habe einen solchen Namen einst früher gehört, man sagte, er sey durch Banditen ermordet.“ „Nun,“ erwiederte ich, „wenn es der Nemliche ist, so wird er von den Todten auferstanden seyn. Wollet ihr mit ihm reden, so müßt ihr schon wieder zusprechen, über drei Tage kehrt er zurück.“ „Wann zog er von hier aus?“ fragte er wieder. „Was kümmert euch das, ehrwürdiger Herr, ihr seid wohl nicht von hier?“ „Nein,“ sagte er, „ich bin aus Imola, und habe einen Auftrag an einen gewissen Francesco, dessen Wohnung mir hier bezeichnet ist.“ „Da seid ihr unrecht berichtet, der Francesco, den ihr sucht, ist nicht hier,“ und damit kehrte ich ihm den Rücken zu. Er verließ mich und murmelte etwas vor sich hin. Ich sahe ihm verstohlen nach und gewahrte es wohl, wie er langsam die Gasse hinunter ging und mit prüfenden Blicken die Häuser betrachtete. Des Vormittags

ging ich in die Stadt, und mischte mich unter einen Haufen Neugieriger, die dem Marktplatz zueilten. Es sollte Gericht gehalten werden, vernahm ich, man schleppte zwei Gefangene in Banden geschlagen vor die Richter. Viele Ankläger mit ihren Zeugen waren erschienen, auch euer Vater, Sennora, besand sich dort. Es wurde Stille geboten, und die Zeugen erhoben sich nacheinander um die bezüchtigten Bösewichter zu überführen. „Kennest du diesen?“ fragte der Richter einen derselben, und wies auf eures Bruders blutigen Leichnam, der auf einer Bahre im Gerichtssaale lag. Mir blutete das Herz bei diesem Anblick. Der Bandit läugnete, man führte ihn ab. Jetzt stand Pezzini auf wider den zweiten. „Er gehört mit zu der Kotte,“ rief er aus, „er weiß um die That, denn er trägt seines Gefellen Mantel und Kleid.“ Beides war des ermordeten Fernando's. Da konnte ich mich nicht länger halten, ich drängte mich aus dem Kreise der Zuschauer hervor und sagte mit lauter Stimme: „Edle Herren, dieser Ermordete ist unschuldig an solcher Uebelthat, unschuldig wie die Sonne des Himmels. Er ging hinaus Hülfe zu leisten und wurde jämmerlich von den Bösewichtern erschlagen, als er ein junges Fräulein aus ihren Händen retten wollte. Ich war des Redlichen Diener, und will bei allen Heiligen schwören, daß ich Wahrheit gesprochen. Fragt nur dort den ehrwürdigen Vater aus Imola, der eben in eurer Nähe steht, er hat mich in meiner Wohnung

heimgesucht, und weiß auch von Mattheo Golanza, der vor drei Jahren hier von Banditen ermordet worden.“ Bei dem Namen Golanza richteten sich aller Blicke auf einen alten Herrn, der im Kreise der Richter saß, das war Mattheos Vater. Er fuhr bei dem Namen seines Sohnes zusammen, und hieß den Mönch ergreifen. Ich wurde beiseits in ein besonderes Gemach geführt. „Was weißt du von meinem Sohne? Alter,“ fragte er mich. Da beichtete ich ihm denn alles getreulich von eurem wunderbaren Schicksal und eurer Rettung und Flucht mit Regretto, wie ihr mir solches erzählt habt, auch von eurem Entweichen mit der Sennora, ohne jedoch eures Aufenthalts zu gedenken, denn ich sagte, es sey mir unbekannt, wohin ihr gezogen. Was nun weiter vorgegangen, blieb mir verborgen, bis ich eines Tages gefordert wurde, mein Zeugniß öffentlich zu wiederholen. Solches that ich in vieler Menschen Gegenwart, und meine Aussage wurde mit dem Geständniß der Gefolterten verglichen, aber sie beriefen sich eurentwegen auf einen gewissen Camillo, in dessen Solde sie gestanden, und von dem sie ausgesendet seyen, eure Spur zu verfolgen. Was den Mönch betrifft, so hieß es, derselbe sey im Gefängniß gestorben.“

„Und mein Vater?“ unterbrach Eugenie den Alten.

„Euer Vater war nicht mehr zugegen, er war abgereiset nach Imola, doch ist eure Schwester, die

fromme Luzie hier bet den Bernhardinerinnen, sie wird sich recht herzlich freuen, euch wieder zu sehen. Was meint ihr nun, werther Sennor, hat der Himmel nicht Alles zum Heile geführt nach so vielen Erbsalen, die ihr erdulden mußtet? Jetzt dürst ihr nur nach Imola eilen und euren betrübten Vater heimsuchen, er wird euch Alles vergeben!“

Eugenie sahe ihre Schwester und kam mit verweinten Augen zurück. „Sie ist geopfert,“ seufzte sie, „liebster Francesco, was wird mit uns werden? — Mich treibt das Herz nach Imola, und doch will mich eine unerklärliche Bangigkeit davon zurückhalten.“

Wir reiseten dennoch ab. In Imola erkundigte ich mich nach Lezzinis Wohnung. Er lebte in stiller Zurückgezogenheit auf einem Landgute eine Miglie von der Stadt, ein alter Freund — sagte man mir — sey sein einziger Gesellschafter. Ach! und dieser Freund! — — doch höret nur weiter, denn jetzt wird sich euch das scheußliche Verbrechen enthüllen, womit meine Seele beladen ist. Mein Weib schwelgte zum Voraus in der Wonne des Wiedersehens, wir verabredeten mit arglosen Herzen, wie wir den Vater rühren und seine Vergebung mit seinem Segen ersuchen wollten, und machten uns auf den Weg. Beim Eingange maß uns ein Diener mit prüfendem Blicke, als wir, ohne uns zu nennen, Lezzini zu sprechen begehreten. Wir traten Hand in Hand zu ihm hinein, aber mein Blut

wollte in den Adern erstarren, als ich Pigalli an seiner Seite sahe. Die Anrede starb mir auf der Zunge. Lezzini erkannte seine Tochter, aber — so sehr war sein Vaterherz betrogen — er segnete die Weinende nicht —; sie warf sich zu seinen Füßen und umfaßte flehend seine Kniee, er stieß sie hart, herzig von sich, und ergriff ein nahe liegendes Schwert. „Mörder!“ schrie er laut und gewaltig, „gottloser Mörder bist du endlich gekommen!“ Pigalli stand tückisch schweigend neben ihm, und hinderte ihn nicht! Er stürzte auf mich zu, über sein ohnmächtiges Kind hinweg, er drang auf mich ein, ich war wehrlos. „Haltet ein Sennor!“ rief ich, „bei Gott und allen Heiligen, haltet ein, ich bin kein Verbrecher. Habt Mitleid mit eurem Kinde, um Gottes Barmherzigkeit willen, haltet ein und höret mich an!“

Meine Bitten waren fruchtlos, ich konnte mich nicht retten, ich fing seine Stöße mit meinem Oberkleide auf. Da hörte ich von außen her die Stimmen der herbeieilenden Diener, ich war außer mir, ich verlor alle Besonnenheit. Dieser entsetzliche Augenblick entschied über mein Schicksal. Ich sprang auf Lezzini zu, und entrang ihm das Schwert, die Verzweiflung gab mir Riesenstärke. Drei seiner Diener traten hinein, der Alte rief ihnen wüthig und schäumend entgegen: „bindet ihn, bindet ihn!“ Da stand ich über meinem ohnmächtigen Weibe, und warnete die Eindringenden mit fürchterlicher Stimme.

Digalli stand tückisch schweigend, und hinderte mich nicht! Der wüthende Lezzini schalt seiner Diener Feigheit, er stürzte von Neuem auf mich los, ich wollte ihn zurück treiben mit vorgehaltenem Schwert, er sahe nichts mehr und — rannte sich den Stahl in die Brust. — „Mörder! Mörder!“ war sein letztes Wort, und — auch das Letzte was ich damals vernahm.“ —

Hier hielt der Eremit inne, und sahe die beiden Jünglinge lange an. „Euer Auge wird so starr, ehrwürdiger Vater,“ sagte Theobald, und rückte ihm näher, „um Gotteswillen was ist euch?“ Auch Hugo trat hinzu und ergriff des Alten niedergesunkene Hand. Da erholte er sich wieder, und sprach mit matter Stimme: „ich bin noch nicht zu Ende, laßt mir nur ein wenig Zeit — ihr müßt Alles wissen.“

Zehn Jahre nachher erwachte ich zu Rom im Kloster der Barmherzigen von einem Wahnsinn —! So lange war mein Verstand zerrüttet gewesen. Zehn Jahre hindurch hatte ich — ein Gegenstand des Mitleidens — Belschland durchstrichen, und in Lumpen gehüllt „Eugenie!“ an allen Thüren gerufen. Da führte mich die Erbarmung des Himmels nach Rom, da mußte ich gesunden, um die Größe meines Elends desto schrecklicher zu fühlen.

Als ich hergestellt war, beichtete ich meine Sünde, die Buße des einsamen Lebens wurde mir auferlegt. Ich war arm und nackend, die Mönche

erbettelten mir ein Pilgerkleid. Ich durchzog Imola, dort gefesselte sich auf dem Wege ein Wanderer zu mir, der mich nicht kannte. Er lobte meinen Entschluß, ein Einsiedler zu werden, und als wir Lezzinis Landhaus vorüber gingen, sprach er: „sehst ihr dort die stattlichen Gebäude wohl?“ Ich wandte schüchtern meine Augen hin. „Dort,“ redete er weiter, „wurde vor langer Zeit mein Herr, der reiche Sennor Lezzini von seinem Eidam erschlagen. Ein weiser Mann hinderte uns den Mörder zu ergreifen, er sprach: „also mußte der Spruch erfüllet werden, lasset ihn gehen!“ Dieser aber wich nicht von dannen, er warf sich sinnlos auf seines Weibes Leiche, die im Schrecken gestorben war. (Der Eremit zitterte bei diesen Worten.) Er hatte im Wahnsinn alle seine Kleider zerrissen, und brüllte entseztlich. Erst gegen Abend durften wir uns seiner bemächtigen, und brachten ihn auf des weisen Mannes Geheiß weit aus der Gegend hinweg.“

Es fehlte bei diesen Worten nicht viel, daß ich niedergesunken wäre, aber Gottes Hand hielt mich, und ich wagte es, mich zu erkundigen: wohin die Leichen geführt worden? „Nach Bologna,“ sprach mein Gefährte, „in die Gruft der Lezzinis.“ „Und wo ist denn der weise Mann geblieben?“ „Das weiß ich nicht zu sagen,“ erwiederte er, „doch hörte ich er sey ein Mönch geworden in jenem Kloster, welchem schon zuvor Lezzini alle seine Güter vermacht.“ —

Ich ging darauf nach Bologna zur Dominicus-Kirche, und betete auf der Stelle wo einst Eugenie knieete. Dann erkohr ich mir jenen Felsen wo ihr mich fandet, und wo ich seitdem dreißig Jahre verlebte.“

„Hier endigte der Eremit seine Erzählung und stand auf. „Glaubt ihr nun meine Freunde, daß in euren neuen Meinungen eine größere Beruhigung für einen solchen Sünder sey, als der Friede mit Gott, den ich in meiner Einsamkeit errungen? Und könntet ihr es vertreten, mich dessen durch Zweifel an der Verdienstlichkeit meiner Buße beraubt zu haben.“

Die Jünglinge sahen sich schweigend an.

„Erfüllt euer Gelübde,“ sprach endlich Theobald, „der Barmherzige schenke eurer Seele Ruhe und Frieden, und gedenket auch unserer in eurem Gebete.“

Da segnete sie der Eremit und sprach: „die Bahn eures Lebens sey eben und minder gefahrlos als die Meinige! Haltet fest an der Gottesfurcht, und ehret den Glauben eurer Väter, und so ihr einst wieder in diese Gegend kommt, so vergeßt nicht mich heimzusuchen, wenn ich noch lebe.“ Dann schied er bewegt von ihnen.

Die Jünglinge aber redeten auf ihrem Wege viel von dieser Geschichte, und bemitleideten den Unglücklichen, der ein Opfer mönchischer Arglist und Menschenbosheit geworden war. So erreich-

ten sie wohlbehalten ihre Heimath, und gedachten oft im Kreise der Ihrigen des unglücklichen Francesco, der bald nachher zu seiner Ruhe einging, und dessen Grabstätte die nahe wohnenden Hirten den beiden Freunden zeigten, als sie einige Jahre später den verlassenen Felsen bestiegen.

Druckfehler.

Seite	5	Zeile	2 v. o.	lies Trauer, statt Treue.
:	37	:	11 v. o.	: die Ferne, statt der Ferne.
:	67	:	9 v. u.	: Namen, statt Nahme.
:	68	:	9 v. u.	: Finstern, statt finstern.
:	144	:	5 v. o.	: Schilde, statt Schilder.



